Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Neunter Jahrgang. Band 2.

Im
Schuldbuch des Hasses.

Roman in zwei Bänden
von
Georges Ohnet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von
E. Wulkow.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Fünftes Kapitel.

Bei Samuel Bernheimer war Ball. Seine Tochter, die Fürstin Feretti, machte mit Hilfe ihres hübschen, an einen Operntenor erinnernden Gatten die Honneurs des Hauses in der Avenue Montaigne.

Alles, was Paris an reichen und betitelten Menschen, an Künstlern und Sportsleuten aufbieten konnte, war in dem prächtigen Parterre versammelt, dessen sechs ineinandergehende Salons für einen Ball das Entzückendste waren, was sich ein verschwenderischer Financier nur erträumen konnte. Der große Saal im Stile Louis XIV., der den Mittelpunkt des Prachtbaus bildet, ist von überwältigendem Eindruck mit seinem gewölbten Plafond, seinen vergoldeten Balkonen und seinen Lebrunschen Fresken, Malereien, die aus dem zerstörten Schloß von Préfont stammen. Das Orchester, das an jenem Abend in der Kuppel spielte, sandte seine rauschenden Tonwogen durch die in elektrischem Licht erstrahlenden Räume.

Eine heitre und lachende Menge umschwirrte die Tänzer. Das war ein Rauschen von Seide, ein Schillern von Farben, von roten und schwarzen Fräcken, hellen und dunkeln Kleidern, von weißen Schultern, von lockigem Haar und im Taumel des Vergnügens funkelnden Augen!

Am Eingang stand in ihrer liebenswürdigen Häßlichkeit die Fürstin neben ihrem Vater und empfing mit einem anmutigen Lächeln und einem freundlichen Wort die neu hinzukommenden Gäste, denn trotzdem es schon zwei Uhr in der Früh war, kamen noch immer welche. Dies rührte daher, daß das Fest Samuel Bernheimers nicht allein ein

gesellschaftliches Ereignis war, dem das elegante Paris sich nicht entziehen durfte, sondern als eine finanzielle Begebenheit aufgefaßt wurde. Es handelte sich in jener Soirée darum, durch eine allgemeine Kundgebung die großartige Gründung des Comptoir Français, die neue Gesellschaft, der die Spitzen der Gesellschaft ihren Schutz angedeihen ließen, zu feiern. Sämtliche Herzöge hatten Aktien gezeichnet; der Klerus hatte die Büreaus eingeweiht. Die Millionen strömten herein; der Verwaltungsrat zählte die höchsten Namen des Landes zu seinen Mitgliedern. Der offiziell eingestandene Zweck der neuen Gründung war, der jüdischen Geldaristokratie Konkurrenz zu machen und mit den bedeutenden Mitteln, die der Bank zur Verfügung gestellt wurden, die royalistische Politik zu unterstützen. Also ein doppeltes Programm: dem an der Börse spekulierenden Israel Schach bieten, und eine monarchische Restauration begünstigen.

Bei der Wahl ihres Direktors hatten die Gründer sich an keinen bessern wenden zu können geglaubt, als an Samuel Bernheimer, der zwar Jude von Geburt, aber getauft war und in engster Verbindung mit der eleganten und vornehmen Welt stand, welche die katholisch-monarchische Kasse mit ihren Mitteln bereichern sollte. Und um diese Gründung zu feiern, hatte der Direktor des Comptoir Français sein Haus den Freunden geöffnet, die seine Aktionäre waren und denen er das Glänzendste an Gastfreundschaft bot.

Neben dem Eingang des großen Saals, hinter einer Marmorsäule vor dem Gewimmel der Tänzer geschützt, plauderten zwei elegante junge Leute miteinander. Sie waren sich sehr ähnlich in Haltung, fast sogar im Gesicht, denn Haarfrisur und Schnitt des Bartes glichen sich auffallend, und doch waren sie grundverschieden an Geburt, an Stellung und Gewohnheiten. Der eine war der Marquis Maurice de Roquière, dessen Hauptbeschäftigung im Fechten und Reiten bestand. Der andre hieß Jules Bricolier und verband das Amt eines Sekretärs bei Samuel Bernheimer mit dem des Journalisten. Durchschnittsmensch, ehrgeizig in seiner Machtlosigkeit, schlecht aus Vergnügen am Schlechten, war Bricolier die leibhaftige Verkörperung der

verfehlten Existenz, die den festen Vorsatz hat, sich eine Stellung in der Welt zu erringen, und sei es mit Hilfe eines Verbrechens. Unter einem glatten und korrekten Aeußern verbarg er die gemeinsten und niedrigsten Gesinnungen. Er war der bestzugestutzte und gefährlichste Schurke von der Welt, etwa einer fetten, schmutzigen Hand unter einem perlgrauen Handschuh zu vergleichen.

Der Marquis und der Journalist hatten sich im Fechtsaal kennen gelernt, denn der Sport, dem sich Roquière aus Vergnügen hingab, war für Bricolier Geschäftssache: der Journalist in ihm sollte seinen Hinterhalt an dem Banditen haben. Er mußte im stande sein, das, was er mit der Feder begonnen hatte, mit dem Degen zu vollenden und mußte im Notfall der Tinte Blut beimischen können.

„Gehören Sie dem finanziellen Kreuzzug an?“ fragte, hinter der Marmorsäule sitzend, Bricolier den Marquis.

„Ich?“ fragte Roquière. „Sie wissen doch, daß ich kein Vermögen habe ... eben genug, um mich leidlich durchzuschlagen. Wie sollte ich zum Spekulieren kommen?“

„Warum nicht, wenn Sie es ohne Risiko betreiben.“

„Spielt man an der Börse je ohne Risiko?“

„Ja, wenn man sich mit einem Manne verbindet, der sein eignes Spiel und das der andern durchschaut.“

„Und dieser Mann ist wohl Samuel Bernheimer?“

„Ja, Samuel Bernheimer, mein stolzer Herr und Gebieter. Ich mache mir auf diese Weise meine dreißigtausend Franken Rente das Jahr, hänge meinen Beruf, dessen ich nachgerade überdrüssig bin, allmählich an den Nagel und lebe als wohlbestallter Philister, während ich meine alten Kollegen mit Verachtung betrachte.“

„Das nenne ich die erste Stufe zum Glück,“ versetzte der Marquis lachend.

„Gewiß,“ erwiderte der Journalist ernst. „Kann es für einen Menschen, auf den man stets verächtlich herabgeblickt hat, was Schöneres geben, als nun seinerseits auf andre mit denselben Gefühlen hinabzusehen?“

„Ich fürchte, Sie haben kein gutes Herz, Bricolier,“ sagte Roquière, indem er seinen Gefährten von oben bis unten maß.

„Das fürchte ich auch, Marquis,“ entgegnete der Journalist mit einem kaum merklichen Lächeln. „Aber wenn Sie die Entbehrungen alle ausgehalten hätten, die ich hinter mir habe, dann würden Sie das Leben weniger gemütlich nehmen und würden weniger erstaunt über meine Anschauungen sein. Sie sprechen vom Standpunkte eines Erben aus, der sich nie einer andern Anstrengung unterzogen hat, als der, sein Geld möglichst nobel auszugeben. Ich spreche als ein Soldat aus der Armee der Unzufriedenen, der endlich die Stunde des Sieges und der Beuteverteilung gekommen sieht.“

„Und Sie glauben, daß die Geschichte mit dem Comptoir Français Erfolg haben wird?“

„Ja, unfehlbaren Erfolg. Jedenfalls hält er so lange vor, daß die, welche sich an der Sache mit der Idee beteiligen, ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen, und nicht mit der Absicht, die Achse der finanziellen Welt verschieben zu wollen, Zeit genug haben, sich mit Glück aus der Affaire zu ziehen und die wertlos gewordenen Aktien den Einfaltspinseln aufzuhängen, in deren Besitz sie dann auch zu bleiben bestimmt sind.“

„Und wer sind diese Einfaltspinsel?“

„Die Leute aus der Gesellschaft.“

„So, also meine Verwandten, Freunde und Kameraden!“

„Nun, nun, schreien Sie nur um Gottes willen nicht: ‚Zu Hilfe, man erwürgt meine Mitbrüder!‘“ unterbrach ihn Bricolier lachend. „Nützen Sie lieber meinen Rat für sich aus. . . . Uebrigens recht dumm von mir, Ihnen Verschwiegenheit anzuempfehlen, denn wenn Sie das, was ich gesagt habe, in die Welt hinausposaunten, würde man Ihnen doch keinen Glauben schenken . . . man würde Sie nicht einmal anhören. Die Aktien sind heute um hundert Franken gestiegen . . . morgen wird es ebenso sein und die folgenden Tage, bis die Geschichte verkracht! Die Aktionäre, denen Sie zum Verkauf rieten, würden nur von Ihnen denken, daß Sie ihnen ein Vermögen mißgönnen. . . . Die Hausse ist diesen Leuten nun einmal zu Kopf gestiegen.“

„Nun, am Ende bewährt sich die Gründung eben doch," meinte Roquière.

„Der Zufall ist so unberechenbar!" entgegnete der Journalist ironisch.

Aber der Marquis hörte ihn nicht mehr. Seine Blicke hafteten wie gebannt an der Eingangsthüre.

„Ei, da ist die Gräfin Ploërné!" rief Bricolier aus. „Sie werden ja ganz rot, Marquis . . . warum denn? Ach so! Das also ist Ihre schwache Seite. Sie sind kein Spekulant, aber ein Verliebter. . . . Leugnen Sie nicht! Ganz Paris weiß, daß Sie ebenso rein wie treu dieser Flamme huldigen. . . . Uebrigens eine hübsche Frau . . . sie macht Ihrem Geschmack alle Ehre!"

„Bricolier, Sie sind unausstehlich!" fuhr Roquière, leicht erblassend, den Journalisten an. „Und dann nehmen Sie sich Freiheiten heraus . . ."

„Sie wissen ja, daß ich unverbesserlich bin," unterbrach ihn Bricolier lachend, „und daß ich Sie gern habe. Da kann Sie von mir doch nichts kränken. . . . Warten Sie, ich muß mir nur schnell die Toilette der göttlichen Gräfin für mein Journal notieren. . . . Nilgrüne Seidenrobe, mit Silberspitzen garniert. . . . Und wie das alles sitzt! . . . Sagen Sie mal, Marquis, die Frau hat doch gewiß für zweimalhunderttausend Mark Brillanten auf ihrem schönen Nacken und ihrem reizenden Köpfchen angebracht? Ach, da naht ihr ja mein stolzer Herr und Gebieter und läßt seine Familie im Stich, um die schöne Lydia einzuführen . . . gehen wir ihr entgegen."

Samuel Bernheimer hatte der Gräfin Ploërné, die er mitten durch eine bewundernde Menge langsam hindurchgeleitete, seinen Arm gereicht, während Raimond lächelnd einige Schritte hinter ihnen her ging, da und dort einen Gruß oder einen Händedruck austauschend. An der Schwelle eines kleinen orientalisch eingerichteten Salons stand der Bankier still: „Wo wollen Sie Ihre Cour abhalten, Gräfin?" fragte er unterwürfig.

„Wo es Ihnen beliebt," erwiderte Lydia ruhig. „Vielleicht am besten hier."

Den mit entzückendem Geschmack eingerichteten Salon hatte der Bankier für gewöhnlich zum Rauchzimmer bestimmt. Eine Wendeltreppe führte auf eine niedrige Galerie und verband das orientalische kleine Gemach mit dem ersten Stockwerk. Ampeln, in der Form großer Blumen aus buntem Glas, verbreiteten ein in verschiedenen Farben spielendes Licht in dem traulichen Raum. Das Getöse des Orchesters und der Lärm der sich bewegenden und plaudernden Menge drang nur gedämpft durch die schweren Portieren herein. Ab und zu verloren sich einzelne Paare vorübergehend in diesen stillen Winkel, um sich dann, vom Tanze und von dem Glanz des Festes angelockt, bald wieder unter die Gäste zu mischen. Hinter Samuel und der Gräfin hatte sich schon eine ziemlich zahlreiche Eskorte gebildet, und Lydia saß kaum, als sie sich auch schon von Verehrern umgeben sah, die sie mit einem bezaubernden Lächeln begrüßte.

Es war in der That eine Cour, wie der Bankier es genannt hatte, welche die junge Frau abzuhalten im Begriff stand. In dem Jahre, das seit ihrer Verheiratung und seit ihrem Erscheinen in der Gesellschaft verflossen war, hatte sich der Ruf ihrer Schönheit von Tag zu Tag gesteigert. Man nannte sie nicht die schöne Madame de Ploërné. Diese gar zu häufig und gar zu freigebig angewandte Bezeichnung hätte sie fast herabgewürdigt. Sie wurde höher geschätzt, und ganz einfach „Gräfin Ploërné“ sagte mehr, als all die langen Dithyramben in den Zeitungen, die sich an die verblühten Pseudoschönheiten richteten. Um das Wunder, das Lydia war, ausdrücken zu können, hätte man ein neues Wort erfinden müssen, und da man sie nicht zur Königin oder Kaiserin der Schönheit krönen konnte, ließ man es bei der Einfachheit ihres Titels bewenden: „die Gräfin“. Das genügte. Wenn man von der Gräfin sprach, war sie gemeint, und niemand sonst.

In einem Jahre war sie zur wunderbarsten Entfaltung gelangt. Ihre jugendliche Grazie hatte sich zur vollen Reife entwickelt. Sie sah aus, als sei sie noch gewachsen, und ihre marmorgleichen Schultern und Arme waren von unvergleichlich schöner Form. Ihr Gesicht war dasselbe geblieben

mit dem exotischen samtweichen Teint, den schmachtenden Augen um den Mund, der zwei Reihen weißer perlgleicher Zähne zeigte. Die ältesten Kenner erinnerten sich nicht, je zuvor in ihrer galanten Laufbahn, selbst nicht in der Welt der professionellen Liebe, einem so herrlichen lebenden Meisterwerk begegnet zu sein.

Ploërné hatte sich nicht verändert. Er war noch derselbe leidenschaftliche, ein wenig leichtgläubige Mann, der nur mit den Augen Lydias sah. Sein Beruf im Leben schien zu sein, das zu thun, was seine Frau von ihm verlangte. Sein entzückter Blick, der ihr überallhin folgte, erglänzte vor Stolz über ihre Triumphe und vor Freude über den Zauber, den sie auf jedermann ausübte. Er war zu allem bereit, um ihr zu gefallen, und behandelte sie fast wie ein Vater sein verzogenes Kind.

Der Marquis und Bricolier hatten es endlich ermöglicht, bis zu der Gräfin vorzudringen, und indem sie sich vor ihr verneigten, gesellten sie sich ihrem Hofstaat bei. Sie hatte sie mit einem anmutig gleichgültigen Senken ihres schönen Kopfes begrüßt und sich dann wieder Bernheimer zugewandt, mit dem sie weiter plauderte, ohne daß sie die verzweifelte Miene Roquières zu bemerken schien.

Der Journalist, der sich auf dem Absatz herumdrehte, flüsterte dem Enttäuschten mit schlauer Miene zu: „Sie kommen nicht auf ihre Kosten, mein Bester. . . . Ich ja übrigens auch nicht . . . das bringt nur der Geldsack da fertig! Wollen Sie meinen guten Rat? Dann halten Sie sich an den Gatten.“

Lydia flüsterte indes dem Bankier hinter ihrem Fächer hervor zu: „So sind Sie also heute mit der Börse zufrieden?“

„Ja, und ich glaube, Sie werden es auch sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie zweimalhunderttausend Franken verdient haben.“

„In so kurzer Zeit?“

„In derselben Zeit, die andre dazu gebraucht haben, um so viel zu verlieren . . . aber Ihr Herr Gemahl gewinnt noch mehr als Sie.“

Eine leichte Falte ward auf Lydias weißer Stirne sichtbar und in ihren Augen blitzte es böse auf, als sie sagte: „Ich benachrichtige ihn stets von den Winken, die Sie mir geben. Es ist gut für ihn, daß Sie uns zur Seite stehen ... wenn Sie sich aber zufällig eines Tages täuschen sollten ..."

„Ich werde mich eben nicht täuschen. Bedenken Sie doch, es handelt sich um Sie, um Ihren Luxus, um Ihr Wohl, Ihr Glück ... und all dies ist mir unendlich viel ... wenn Sie ahnten ..."

Er wurde sehr rot und brachte die letzten Worte nur noch stammelnd hervor. Sie aber unterbrach ihn trocken: „Reden Sie doch kein dummes Zeug, Bernheimer."

Dabei sah sie ihm halb sarkastisch, halb verächtlich ins Gesicht und stand dann auf. Während sie an ihm vorüberging und er ihr in gedrückter Stimmung folgte, sagte sie zu Roquière: „Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Marquis; ich möchte tanzen."

Und als Roquière ihr strahlend den Arm bot, fügte sie mit einem Lächeln, zu Bernheimer gewandt, hinzu: „Ich überlasse Ihnen meinen Mann; trösten Sie sich gegenseitig."

Der Bankier verzog den Mund zu einer Grimasse, aber die junge Frau trat schon über die Schwelle des großen Saales. Ploërné hatte sich instinktiv abseits gestellt und schaute, gegen eine Thüreinfassung gelehnt, den sich im Walzer drehenden Paaren zu. Der Bankier streifte den Träumer mit einem geringschätzenden Blick und folgte der Gräfin. Raimond schien sehr aufmerksam zuzusehen, aber die ihn umschwirrenden Gestalten beschäftigten seine Gedanken nicht. Diese weilten fern von dem Feste, fern von den geputzten Menschen. Ihm schwebte ein andrer Raum vor, der Salon in seinem eigenen Hause, der, von dem milden Schein der Lampen erhellt und von einem behaglichen Kaminfeuer durchwärmt, ein friedlich stilles Heim bot. Auf einem kleinen Sofa mit weichen Kissen war Madame de Saint-Maurice ein wenig eingenickt, und Lydia saß, eine Handarbeit zwischen den schlanken, weißen Fingern haltend, am Tische, während er, scheinbar in einem Buche lesend, in ihren Anblick versunken war. Kein Laut störte das traute

Beisammensein; nur die Uhr tickte leise. Welch herrliche Tage des Seelenfriedens und der Herzensruhe!

Das war so in den ersten Zeiten nach ihrer Verheiratung gewesen. Da mit einem Mal hatte sich ihre Lebensweise verändert. Die Gesellschaft hatte sich ihrer bemächtigt und hatte sie nicht mehr freigegeben. Allmählich wurden die Abende am Kaminfeuer seltener, und jetzt war es eine Ausnahme, wenn man zu Hause blieb. Dann langweilte sich die Gräfin zum Sterben und machte kein Hehl aus ihrer schlechten Laune. Madame de Saint-Maurice, die froh war, ihre Tochter ein paar Stunden für sich zu haben, gab sich redlich Mühe, die Unterhaltung mit Raimond aufrecht zu erhalten, ja selbst in ein heiteres Fahrwasser zu bringen, um Lydia aus ihrer widerwärtigen Stimmung zu reißen, aber die Anstrengungen der Mutter sowohl, als des Gatten waren vergebens und das Weltkind gähnte, fern von der Welt, in der Erschlaffung, die nach den durchtanzten Nächten über sie kam. Und ohne Rücksicht auf die andern, zog sie sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ihr Leïla beim Auskleiden helfen mußte.

Seit er mit Lydia verheiratet war, versuchte Raimond die junge Frau zu studieren. Im ersten Taumel der Leidenschaft war er unfähig zu einem logischen Gedanken gewesen. Während er sich ganz dem Glücke hingab, sie, die er anbetete, zu besitzen, war er außer stande gewesen, irgend ein anderes Gefühl, als das seiner eigenen Liebe, zu hegen. Er hatte sich so vergessen und sein Rausch war so betäubend gewesen, daß er glauben konnte, seine Empfindungen würden von seiner Frau geteilt. Lange jedoch konnte er solche Illusionen nicht haben: die Kälte des Weibes, die er heiß an sein Herz zog, erstarrte auch ihn, und plötzlich mußte er sich gestehen, daß Lydias Gefühle den seinen nicht glichen. All seine Glut konnte das Eis in ihr nicht schmelzen, und je mehr er sich bemühte, sie zu erwärmen, ihr seine eigne Leidenschaftlichkeit einzuflößen, desto unempfänglicher und lebloser ward Lydia.

Zuweilen erschreckte ihn etwas wie eine Ahnung ihres stummen Widerstandes. Nie mehr hatte sie ihn so geküßt,

wie als Braut, an dem Abend vor seiner Abreise; noch brannten ihm die Lippen von jenem Kusse, und oft versuchte er die Wonne, die er damals bei ihrer hingebenden Zärtlichkeit empfunden hatte, bei ihr wiederzufinden. Er liebte heiß, aber er liebte allein. Er besaß sie, aber er vermochte ihr kein Leben einzuhauchen, und litt entsetzlich unter dieser Thatsache.

Mit Bitterkeit sagte er sich: „Sie liebt mich nicht!“ Dann tröstete er sich wieder: „Am Ende liebt sie mich doch, wenn auch nicht so tief, wie ich sie, und gerade das Uebermaß meiner Zärtlichkeit läßt vielleicht die ihrige ungenügend erscheinen.“ Dann fürchtete er Lydia lästig zu werden, wenn er sich so vollständig von seiner Leidenschaft hinreißen ließ. Er prüfte und mäßigte sich und überlegte, wo er sich gern rückhaltslos gezeigt hätte. Er war unglücklich; aber anstatt daß dies seine Liebe abgeschwächt hätte, ward sie dadurch nur noch gesteigert. Er klagte sich an, daß er ihr nicht zu gefallen verstand, und machte ihr keinen Vorwurf aus ihrer Gleichgültigkeit. Nur er hatte alle Schuld, nicht sie. Sie war die Herrin, die sämtliche Vorzüge in sich vereinigte, und an der alles, was sie that, schön und gut war.

Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er sich ihr angenehm machen könnte. Als er in ihr einen großen Hang zum Luxus entdeckte, verschwendete er Unsummen an die Einrichtung eines hübschen Hauses in der Rue Rembrandt. Er umgab sein Idol mit einem ihrer würdigen Rahmen. Ohne ein Wort der Bewunderung oder des Dankes nahm sie alles hin; sie schien es als selbstverständlich und natürlich zu betrachten, daß man alles aufbot, um sie zu verwöhnen.

Sie schwelgte fortan in kostspieligen Launen und kaufte mit der Unüberlegtheit, ja fast mit der Bosheit eines verzogenen Kindes die seltensten und teuersten Gegenstände. In einer Aufwallung von Zorn hatte sie einen reizenden, von Watteau selbst bemalten Fächer zerbrochen und ins Feuer geworfen, als wäre es eine Bazarware für fünfzig Pfennig gewesen. Sie hatte ein Hündchen besessen, das vierzehn Tage hindurch das Haus beherrschte. Es durfte die mit Gobelin bezogenen Salonmöbel besteigen, und um es abzurichten, warf sie ihm ihre echten Spitzentaschen-

tücher zu. Dann hatte sie ihn satt bekommen und eines schönen Morgens kalten Blutes im Hof vergiften lassen. In ihr war eine solche Geringschätzung für alles Wertvolle, eine solche Wut, es zu zerstören, daß dies bei einer jungen Frau, die in der Armut aufgewachsen war und mit noch mehr Mäßigung als jede andre ihren Reichtum hätte genießen sollen, in Erstaunen setzen mußte.

Sogar ihre Mutter konnte ihre Verwunderung darüber nicht verbergen, und Raimond hatte Madame de Saint-Maurice davon abhalten müssen, rügende Bemerkungen zu machen. Die alte Dame, die in einem nach Süden gelegenen Flügel des Hauses, mit herrlicher Aussicht auf Gärten, untergebracht war, hatte sich im Interesse ihrer Ruhe, die ihr schließlich doch über alles ging, zum Schweigen überreden lassen. Es war nicht allzuschwer zu erreichen gewesen, und fortan überließ sie ihrem Schwiegersohn die Verantwortlichkeit für Lydias tolles Treiben. Dies tolle Treiben erstreckte sich nicht bis in die Leitung des Hauswesens, in dem Leïla, wie früher auch, das unumschränkte Regiment führte. Alles, was nicht direkt unter der Gräfin Ploërné stand, ging seinen geregelten Gang, wenn auch die Ausgaben dafür nicht gering waren. Aber die Lebensweise, wie sie Lydia verlangte und ihr Gatte bewilligte, forderte ein viel höheres Einkommen, als es Raimond besaß. Sein Vermögen wies daher nur zu bald Lücken auf, die ihm zeigten, daß wenn sie es so weiter trieben, er in sechs Jahren ein ruinierter Mann war. Diese Aussicht erdrückte ihn fast, und er begann nachzudenken, nicht wie er ihr Leben in einem bescheideneren Stil einrichten könnte, sondern woher er die Mittel zu dem Aufwand nehmen sollte. Es war ihm unmöglich, seiner Frau den Vorschlag einer Einschränkung zu machen. Er stellte sie sich mit gerunzelter Stirne und einem Schmollen um den entzückenden Mund vor, wenn er ihr von Aenderungen in ihrem eignen, nicht in dem gemeinsamen Budget, sprechen würde, und er wollte sich lieber allem andern, als der Ungnade seiner Göttin aussetzen.

In jenem Moment war Bernheimer dazwischen getreten,

den Raimond als den Paten Thereses seit seiner Kindheit kannte. Als sich Herr Letourneur von ihm trennte, weil die finanziellen Wagnisse Samuels nicht mehr mit den etwas veralteten Ansichten von Thereses Vater übereinstimmten, hatten die guten Beziehungen zwischen den einstigen Kompagnons doch fortbestanden. Bernheimer stürzte sich in kolossale Unternehmungen, die alle gut einschlugen, und Letourneur setzte seinen gemäßigten Gang im Geschäfte fort. Samuel hatte sich der Lebewelt angeschlossen und bald deren Gewohnheiten angenommen, ja selbst übertrieben, aber er verstand sein Geld auszugeben, und seine Freigebigkeit und eine gewisse Liebenswürdigkeit an ihm, die gefiel, hatte ihm bald die Thüren, selbst der vornehmsten Häuser, geöffnet.

Er besaß eine Jagd, die mit der besten von Frankreich den Vergleich aushalten konnte, und nie wurde ein Wohlthätigkeitsunternehmen ins Leben gerufen, bei dem er sich nicht mit einer großen Summe beteiligt hätte. Schlau wie er war, hatte er die Pariser Gesellschaft richtig beurteilt und sie bei ihren Interessen und ihrem Vergnügen gepackt, sicher, daß er auf diese Weise von ihr verlangen konnte, was er nur wollte. Vielleicht wurde er insgeheim verachtet; öffentlich mußten sie ihn aufnehmen. Er hatte den vornehmen Herren, die in Paris den Ton angeben, geschmeichelt, hatte sie amüsiert und sich verpflichtet, und unter ihrem Schutze war es ihm nach nur dreimaligem Hinausballotiertwerden gelungen, in den Jockeyklub aufgenommen zu werden.

So war Bernheimer überall gern gelitten, und in den Zeitungen wurde seiner mit Wohlwollen gedacht. Auch dem Ewigweiblichen war er nicht abhold, eine Neigung, die ihn eine Menge Geld kostete. Zudem hatte er sich zu kleiden gelernt und trug stets nur, was seiner Figur vorteilhaft stand. Kurz, er war nicht mehr der „nächste beste", sondern er stellte etwas vor. Wenn er in einem gut sitzenden grauen Anzug, mit einer gelben oder blauen Blume im Knopfloch, kleinen weißen Gamaschen an den Füßen, einer um den hohen Kragen sorgfältig geknüpften Krawatte und in einem wie ein Spiegel glänzenden Hut auf den Boulevards erschien, hatte alles an ihm einen jugendlichen chic,

der seine kräftig gebaute Gestalt und sein rotbackiges Gesicht ins beste Licht setzte. Die Damen vom Theater nannten ihn „Sam", wenn sie von ihm freigehalten sein wollten, eine Bitte, die er stets aufs gewissenhafteste erfüllte. Seine Freunde vom Jockeyklub redeten ihn mit „Bern" an. Jeder hatte ihm gegenüber das Bedürfnis zur Vertraulichkeit, denn er flößte allgemein Sympathie ein. Aber trotz allem hatte er eine ganz eigene Art, die Leute zu schneiden, indem er seinen kalten, klaren Blick über sie hingleiten ließ und auf diese Weise seine Stellung als Millionär wahrte, der zwar liebenswürdig sein konnte, dessen Gutmütigkeit man aber nicht mißbrauchen durfte.

Sofort nach Ploërnés Verheiratung hatte sich Bernheimer um Lydia bemüht. Er erinnerte sich an den großen Eindruck, den ihr Erscheinen damals in der Oper gemacht hatte, und ahnte in der jungen Frau eine der zukünftigen Königinnen der Pariser Gesellschaft. Daher suchte er sich von vornherein in ihrem Gefolge einen ihm zusagenden Platz aus, und um mit Lydia den Vorteil eines intimen Verkehrs haben zu können, spielte er sich, vor allem zur Beruhigung des Gatten, auf den väterlichen Freund hinaus. Bei seinem ersten Besuche im Letourneurschen Hause, dessen Bewohnerinnen eben aus Beaulieu zurückgekehrt waren, wunderte er sich, Therese nicht anzutreffen. Mutter und Tochter wollten, da Lydias Hochzeit in vierzehn Tagen gefeiert werden sollte, erst dann das vom Grafen Ploërné gekaufte Haus beziehen; so fand sie Bernheimer bei Therese ohne Therese.

Madame de Saint-Maurice hatte in ihrer offenen und nichtsahnenden Art sofort erzählt, welchen Kummer ihr Therese durch ihre religiösen Neigungen bereite, die sich auf ein Jahr in das Kloster der Passionsdamen zurückgezogen habe, um dort als Novize zu leben, ehe sie der Welt auf immer entsagen würde. Es war eine ernste Sorge für das wirklich mütterlich empfindende Herz der Tante, der Therese ebenso lieb war wie Lydia. All ihre Beweisgründe und ihre Bitten seien vergebens gewesen, klagte die gute Frau. Therese habe sie gebeten, für immer in ihrem Hause wohnen zu bleiben, und habe es ihr durch eine notarielle Schenkung

als Eigentum zuwenden wollen. Aber wie solle sie es ohne das arme Kind darin aushalten; würde sie ihr nicht in jeder Minute fehlen? Und dann war ihr der Gedanke unerträglich, es sich in den weiten, behaglichen Räumen wohl sein zu lassen, während das liebe Mädchen in einer kleinen, kalten Zelle eingeschlossen war. Nein, sie hatte Thereses Anerbieten abgelehnt, und ihr Schwiegersohn hatte ein Schmuckkästchen von einer Villa am Park Monceau gekauft, wohin sie sofort nach der Hochzeit ziehen wollten.

Während Madame de Saint-Maurice betrübt und redselig ihrem Herzen Luft machte, beobachtete Bernheimer die junge Kreolin, in deren Gesicht ihm ein Ausdruck von kalter Härte auffiel; da war keine Regung von Mitleid oder Bedauern zu entdecken, nur vollständige Gefühllosigkeit. Mit dem Scharfsinn des Mannes, der gewohnt war, mehr als nur die Oberfläche der Dinge zu sehen und sich nie mit den Gründen, die man ihm anführte, zufrieden zu geben, sondern die zu suchen, die man ihm verschwieg, ahnte Samuel ein Geheimnis in dem plötzlichen Entschlusse Thereses und dem fast feindseligen Stillschweigen Lydias. Er ließ sich die Adresse des Klosters sagen, in dem Fräulein Letourneur lebte, und nahm sich vor, dort nach der Lösung des Rätsels zu forschen.

Hatte er nicht das volle Recht dazu, sich um Therese zu kümmern? War er nicht ihr Pate? Unter der Hülle von Egoismus, die Samuel Bernheimer vor allzu raschen Eindrücken zu schützen pflegte, begann ihm doch das Herz zu klopfen. Er sah vom ersten Augenblick an, daß er sich Lydias sonderbares Benehmen in dieser Angelegenheit zu nutze machen konnte.

Mittlerweile war Raimond hinzugekommen, und der Bankier ward von neuem betroffen, als er beobachtete, mit welcher Kälte das junge Mädchen ihren Verlobten begrüßte. Er war verliebt, strahlend und aufmerksam; sie zeigte ein gleichgültiges, mißachtendes und gelangweiltes Wesen.

Sofort durchschaute Bernheimer die Gefühle der beiden zu einander und baute große Hoffnungen für sich darauf. Wenn sich schon vor der Ehe so wenig Harmonie zwischen ihnen kundgab, welche Aussichten eröffneten sich da für einen

Junggesellen, dem alle Mittel der Verführung zu Gebote standen und der schon halb im Sattel saß! Der Bankier beschäftigte sich von da an nicht mehr so ausschließlich mit Lydia, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit Ploërné zu. Es war viel wichtiger, sich des Gatten als der Frau zu vergewissern. Und was war leichter, als Raimond für sich zu gewinnen, diesen einfachen, harmlosen Mann, der mit der zärtlichen Treue eines Hundes liebte und sich seiner Kraft, die leicht furchtbar werden könnte, nur zum Schmeicheln und Kosen bediente! Eigentlich mußte man Bedenken tragen, das Vertrauen dieses braven Menschen zu mißbrauchen; aber Lydia war eben gar so verführerisch! Dies alles fuhr Samuel durch den Kopf, als er das Letourneursche Haus verließ, und während noch die guten Gefühle in ihm gegen die schlimmen Versuchungen ankämpften. An jenem Abend faßte er noch keinen Entschluß, sondern ging, um auf andre Gedanken zu kommen, in den Klub.

Am folgenden Tag schlug er die Richtung nach der Rue Saint-Jacques ein, wo sich in der Nähe der Place Denfert, in einem von einem großen Garten umgebenen alten Gebäude, das Kloster der Passionsdamen befand. Er trat hinein, fragte die Pförtnerin, ob Fräulein Letourneur zu sprechen sei, und wartete, vor Kälte mit den Füßen aufstampfend, in einem großen, öden, getäfelten und mit Steinfliesen ausgelegten Sprechzimmer.

Es währte nicht lange, bis er einen leichten Schritt auf dem Korridor vernahm und die Thüre aufging. Mit wehmütigem Staunen ließ der Bankier seine Blicke über Therese hinschweifen, die in dem grauen Kleid und der weißen Flügelhaube der barmherzigen Schwestern auf ihn zutrat. Sie sah ein wenig blaß aus und versuchte zu lächeln, aber die Thränen liefen ihr die Wangen herab. Ein paar Sekunden lang standen sich Pate und Patenkind stumm gegenüber, dann überwand Samuel seine Bewegung, und indem er das junge Mädchen ans Fenster führte, um das volle Licht auf ihre Gestalt fallen zu lassen, begann er: „Wie, meine arme Kleine . . . hier und in dieser Kleidung muß ich dich finden, und ohne, daß du mir ein Wort davon

geschrieben oder mich vorbereitet hättest? Du hieltst es nicht einmal für nötig, meinen Rat einzuholen. Was ist denn nur vorgegangen? Was konnte dich hierher führen?"

Therese, die seine Fragen in Verlegenheit setzten, unterbrach ihn mit ruhiger Stimme: „Sie wissen ja, daß ich immer Hang fürs Klosterleben zeigte. . . . Bisher habe ich ihm widerstanden; jetzt aber ist der Wunsch stärker in mir aufgetaucht und hat den Sieg davongetragen . . . sonst liegt kein Grund vor. Ich bin hier sehr zufrieden und glücklich . . . sorgen Sie sich nicht um mich."

„Ich sorge mich aber doch und zwar sehr um dich!" rief Bernheimer aus. „Zu denken, daß du mit deinen achtzehn Jahren in einem Kloster, und noch dazu in einem der strengsten eingeschlossen bist! Ein so zartes Mädchen, und so erzogen wie du! Warum denn nur Therese, warum? Du magst mir wohl von deinen religiösen Neigungen sprechen . . . ich kenne sie ja zum Teil, denn Ploërné hat mir schon Andeutungen darüber gemacht, aber ich kann und will mich nicht zufrieden geben. . . . Damit willst du nur Gleichgültige und Neugierige täuschen. Den Menschen, die man liebt, gesteht man die Wahrheit, und die ist, Therese?"

Während er sprach, beobachtete Bernheimer sein Patenkind scharf und bemerkte, wie sie bei der Erwähnung Ploërnés erbebte. Das von der weißen Haube umrahmte Gesichtchen ward noch um einen Schatten bleicher und ihre Blicke trübten sich. Jedenfalls waren dies Anzeichen, die Bernheimer nicht unausgenützt vorübergehen lassen wollte. Er fuhr fort: „Ich war gestern bei deiner Tante de Saint-Maurice und fand sie in deinem Hause mit ihrer Tochter. Sie gaben mir dieselben Erklärungen wie du und beklagten deinen Schritt in jeder Weise . . . besonders Lydia . . . sie scheint sehr an dir zu hängen."

Bei diesen Worten erbebte das junge Mädchen wie zuvor; wieder erblaßte sie und in ihren Augen blitzte es auf. In Samuel setzte sich die Ueberzeugung fest, daß der Entschluß Thereses hauptsächlich durch Raimond und Lydia hervorgerufen worden sei. Er wollte noch mehr erfahren und verharrte auf dem schmerzlichen Thema.

„Darüber, daß du ihrer Hochzeit nicht beiwohnen und an ihrem Glück keinen Anteil nehmen willst, ist deine Cousine untröstlich. ‚Meine Freude wird nur halb sein!‘ wiederholte sie einmal über das andre. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie selbst zu dir käme, um dich zu bitten, dein Asyl zu verlassen, und wäre es auch nur auf einen Tag.“

Therese erhob langsam und wie beschwörend die Hände, dann suchte sie ihrer Erregung Herr zu werden und erwiderte: „Versuchen Sie es nicht, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Ich will die Welt vergessen und will, daß die Welt mich vergißt.“

Trotzdem konnte sie einer überwältigend in ihr aufsteigenden Neugierde nicht widerstehen, und mit zitternder Stimme fragte sie: „Hat Raimond sich dem Wunsch meiner Cousine, mich bei ihrer Hochzeit zu haben, angeschlossen?“

„Nein,“ erwiderte Bernheimer. „Ich muß dir sogar eingestehen, daß mich seine Kälte wunderte. Er hatte dich doch früher so lieb, und ich hätte von seiner Seite wärmere Gesinnungen für dich erwartet. . . . Er ist eben verliebt und hat für nichts andres Sinn.“

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß er glücklich wird,“ sagte Therese, indem sie die Augen zu Boden schlug.

„Wünschen wir es, aber bauen wir nicht zu fest darauf.“

„Wie meinen Sie das?“ rief Therese Letourneur aus, indem sie plötzlich die gesenkten Lider hob und ihrem Vormund mit einem verzehrenden Blick ins Gesicht schaute.

„Weil, wenn auch er sie liebt, sie ihn mir gar nicht zu lieben scheint. Nie habe ich einer so innigen Zärtlichkeit eine so vollständige Gleichgültigkeit entgegenbringen sehen! Hast du die Beobachtung nicht auch gemacht, solange du noch um die beiden warst?“

Ohne seine Frage zu beantworten, flüsterte sie: „Wird man je so geliebt, wie man selbst liebt?“

Sie versank in Schweigen, und Samuel ließ sie gewähren. Er dachte bei sich: „Es ist zweifellos, daß mein Mündel Raimond liebt und daß ihr religiöser Hang weiter

nichts als verzweifelte Liebe ist. Armes Mädchen! Wie sollte man gegen diese Lydia anzukämpfen vermögen? Ist sie nicht unbesiegbar? Es ist zu traurig, daß Ploërné sie kennen lernen und sich in sie verlieben mußte. Wann aber ist dies geschehen? War es vor seiner Abreise in den Orient, oder erst nachher? Ist es ein Flackerfeuer aus jüngster Zeit oder eine tiefe Empfindung, die durch zwei Jahre der Trennung hindurch vorgehalten hat? Dies muß ich herausbringen; es ist sehr wichtig für mich." Schon gewann in Bernheimer der Egoismus wieder die Oberhand, und über seinen eignen Interessen vergaß er die Leiden seines Patenkindes.

„Liebt Raimond Fräulein de Saint-Maurice schon seit lange?" fragte er.

Therese schreckte aus ihren Träumen auf.

„Sie haben sich vor Herrn de Ploërnés Abreise miteinander verlobt."

Diese Antwort versetzte Samuel wieder in Ungewißheit. Wenn Therese schon seit zwei Jahren wußte, daß Raimond und Lydia ein Paar werden würden, wie sollte er sich dann ihren plötzlichen Entschluß erklären? Hatte sie in der langen Zwischenzeit ihren Kummer, wenn überhaupt ein solcher bestand, nicht zu überwinden vermocht und ihrer Liebe zu entsagen gelernt? Es mußte entschieden noch etwas andres dabei im Spiele sein. Wenn er die Einzelheiten zusammenbrachte, wenn er scharf beobachtete, mußte er zuletzt der Wahrheit auf die Spur kommen. Und die Kenntnis dieser Wahrheit würde ihm bestimmt zu dem Platze verhelfen, den er schon jetzt für sich zu erstreben die Kühnheit hatte. Er fragte weiter: „Hast du denn kein Vertrauen mehr zu deinem alten Paten . . . willst du ihm den wirklichen Grund nicht eingestehen, der dich ins Kloster treibt? Du weißt, ich bin nicht so leicht zu täuschen; ich ahne hinter deiner Handlungsweise Motive, die du mir nicht sagst. Ich will dich jetzt nicht länger quälen, denn du bist heute nicht zum Sprechen aufgelegt. Ein andermal wirst du vielleicht offener gegen mich sein. Denn daß ich dich bald wieder besuchen werde, kannst du dir wohl denken."

Therese lächelte ihren Paten freundlich an.

„Als ob ich nicht wüßte, wie gut Sie sind! Aber Sie sind so sehr beschäftigt; lassen Sie sich durch mich in nichts stören. Halten Sie mich weder für unglücklich, noch für verrückt und reden Sie mit niemand über mich . . . darum bitte ich Sie inständigst. . . . Wollen Sie mir dies versprechen?“

„Ja, ich verspreche es dir. Und wenn du irgend etwas nötig hast, mag es sein, was es will, so brauchst du mir nur ein Wort zu schreiben. . . . Lasse dir nichts abgehen . . . dies Haus sieht so dürftig aus . . . sei auch auf der Hut, daß man deine Großmut nicht mißbraucht. Wer hat die Verwaltung deines Vermögens in Händen?“

„Mein Notar.“

„Schön. Ich werde mich mit ihm in Verbindung setzen. Auf jeden Fall versprich mir, daß du nichts unterzeichnen wirst, ehe du meinen Rat gehört hast.“

„Ich verspreche es Ihnen. . . . Adieu jetzt, lieber Pate. Es ist Zeit, daß Sie gehen, denn Besuche sollen hier nicht lange dauern. Das ist die Regel. Und wir sind schon fast eine Stunde zusammen. Leben Sie also wohl.“

Therese erhob sich, um sich zurückzuziehen, doch Bernheimer faßte nach ihrer Hand und sagte in bewegtem Tone: „Einen Kuß gibst du mir wohl nicht mehr?“

Da warf sie sich an seine Brust, und ihre Erregung nicht länger bemeisternd, brach sie in Thränen aus. Er strich ihr sanft über das Haar und mit väterlicher Zärtlichkeit schalt er: „Siehst du, Kind, wie recht ich hatte . . . du hast doch Kummer . . . du kannst es mir nicht länger verbergen. . . . Oh ich werde es schon herauszubringen wissen, um was es sich handelt, und wer dich quält, soll es mit mir zu thun bekommen!“

Sie wand sich aus seinen Armen, und indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte, sagte sie mit großer Bestimmtheit: „Sie irren sich. . . . Ich habe keinen Kummer . . . und ich will nicht, daß man um meinetwillen irgend jemand ein Leid zufügt.“

Dann warf sie ihm noch einen Abschiedsblick zu und ver=

schwand durch die schwere, altersgeschwärzte eichene Thür, während Bernheimer gleichzeitig das Sprechzimmer verließ. Im Hofe stampfte er auf das mit Gras bewachsene Steinpflaster auf, während er sich sagte: „Wenn Lydia und Raimond die Kleine zu dem verzweifelten Schritt getrieben haben ... nun ... dann brauche ich mir ihnen gegenüber keine Skrupel zu machen.“

Froh, eine so gute Ausrede sich selbst gegenüber gefunden zu haben, ließ er sich von der Pförtnerin das Thor aufschließen und entfernte sich.

Bei seiner bevorzugten Stellung im Hause des jungen Ehepaares würde der Bankier in Geduld die günstige Gelegenheit für die Ausführung seiner schlimmen Absichten auf Lydia abgewartet haben, wenn er nicht sehr bald die Wahrnehmung hätte machen müssen, daß er es mit Rivalen zu thun hatte. Er war nicht der einzige gewesen, der Lydias Zauber erlegen war. Unter den am meisten Getroffenen hatte er sofort den Marquis de Roquière als den gefährlichsten erkannt, denn unter all denen, die in der Pariser Gesellschaft eine Rolle spielten, war der kleine Marquis, wie man ihn gern nannte, derjenige, der sich beim schönen Geschlecht der größten Erfolge erfreute. Nicht als ob er sehr schön, sehr reich oder geistreich gewesen wäre; er hatte eben etwas ganz Besonderes an sich, was gefiel.

Man erzählte sich die erstaunlichsten Dinge von dem Glück, das er bei Frauen hatte, und zwar in allen Kreisen. Die reizende Sophie Haldrich, die so jung gestorben ist, nachdem sie nur wenige Mal aufgetreten war und durch ihren Gesang alle Welt bezaubert hatte, war sterblich in ihn verliebt gewesen. An der Scheidung der Gräfin Brümant trug er die Schuld. Wenn man Roquière zum erstenmal sah, fragte man sich: „Das soll der Herzenräuber sein, der so viel Unheil anrichtet! Der sieht ja so unbedeutend aus!“ Wenn man aber näher mit ihm bekannt wurde, verstand man den Eindruck, den er hervorzubringen im stande war. Er erreichte seinen Zweck vor allem durch Beharrlichkeit und eine zähe Ausdauer, indem nichts mehr für ihn existierte außer seiner Liebe. Dadurch ging von ihm etwas wie ein

magnetischer Einfluß aus, der allmählich jeden Widerstand brach. Von dem Moment an, wo er sich sagte, daß er eine Frau liebte, hatte er er nur noch eine Sorge — sie zu gewinnen, und durch tausend Mittel und Wege bewies er ihr seine leidenschaftliche Hingebung. Er war der vollendete Typus des Frauenjägers, für den die Frau alles auf der Welt bedeutet.

Bernheimer selbst hatte ihn im vergangenen Jahr Lydia vorgestellt. Er war, wie immer im ersten Moment, nicht beachtet worden, hatte dies wohl durchgefühlt und sich auf die Zukunft vertröstet. Er verstand zu warten; auch dies war eines seiner Talente. Jetzt, wo Lydia wieder in der Pariser Gesellschaft erschien, setzte er die Belagerung aufs neue und zwar mit voller Thätigkeit in Scene. Es hatte trotzdem nicht den Anschein, als dürfe er sich große Hoffnungen machen, denn er wurde von Lydia nicht anders als Bernheimer behandelt; mit derselben spöttischen Liebenswürdigkeit, welche die Bewerber um ihre Gunst nicht entmutigte, sie aber stets auf ein und demselben Standpunkt seufzen ließ. Roquière hatte den Tanz und seinen Ruf als bester Cotillonvortänzer für sich; Samuel die Börse und das Verdienst, guten finanziellen Rat geben zu können.

Nach Verlauf von einigen Monaten berechnete sich Raimond, was er schon für seine Einrichtung ausgegeben hatte und was er noch brauchen würde, um auf demselben Fuße weiter zu leben. Er kam zu dem traurigen Schlusse, daß seine ersten beunruhigenden Vermutungen die richtigen waren und daß er dem Ruin entgegenging. Als er sich verheiratete, hatte er über eine Rente von zweimalhunderttausend Franken verfügt. Der Kauf seines Hauses und dessen luxuriöse Ausstattung hatten indes fast eine Million verschlungen, und sein Einkommen hatte sich demnach um ein Viertel verringert. Die Führung seines Haushalts aber erforderte dreimalhunderttausend Franken jährlich, und diese reichten auch nur dann aus, wenn Lydia keine allzu kostspieligen Launen hatte. Es war ihm einfach unmöglich, ihr etwas abzuschlagen, und infolge ihrer Einfälle sah er sich genötigt, ein bretagnisches Pachtgut nach dem andern zu verkaufen.

Man hätte fast annehmen können, daß sich Lydia mit diabolischem Scharfblick Rechenschaft über die Lage ihres Gatten ablegte und daß sie entschlossen war, ihn zu ruinieren, denn sie war nie um eine teure Caprice verlegen und zeigte dabei die fürchterliche Gleichgültigkeit einer Courtisane, die weiß, daß dem zu Grunde gerichteten Liebhaber ein andrer folgen wird, wodurch ihrer Verschwendungssucht keine Schranken gesetzt sind.

Trotzdem schenkte sie der bekümmerten Miene Raimonds, mit der er sie empfing, wenn sie vom Einkauf einer Zobelpelerine für dreißigtausend Franken oder einem — ach so billigen — Gelegenheitskauf einer Spitze für tausend Louisdor zurückkam, Beachtung, denn sie ertrug es nicht, daß man ihren Launen nicht mit dem nötigen Enthusiasmus begegnete, und erkundigte sich deshalb nach dem Grunde dieses Mangels an Freude an ihrer Freude. Ploërné, der sich nicht verstellen konnte, schüttete ihr natürlich sofort sein Herz aus. Er erwartete einen Ausbruch von Reue über die Vergangenheit und weiser Versprechungen für die Zukunft von ihr, aber er sah voll Kummer, wie sich Lydias Züge verfinsterten und wie die einzige Empfindung, die sein Geständnis hervorzurufen vermocht hatte, das Bedauern war, nicht mehr so frei und ohne zu rechnen, Geld zum Fenster hinauswerfen zu dürfen.

Nach ein paar Augenblicken peinlichen Schweigens kam es in eisigem Tone von ihren Lippen: „Ich habe gemeint, wir seien reich. Entschuldige wenn ich dir Sorgen bereitet habe; ich werde mich von jetzt ab einzuschränken suchen.“

Raimond betrachtete sie mit Staunen. Sich einschränken! Sie nannte den Verzicht auf ihre tollsten Einfälle „sich einschränken!“ In jenem Moment zeigte sich ihm Lydias Charakter in einem Lichte, das ihn entsetzte. Er mußte sie als frivol, falsch, egoistisch, böse erkennen. Der Verdacht ihrer Herzlosigkeit stieg in ihm auf, und sogar etwas wie eine Ahnung ihrer heimtückischen, feindseligen Gesinnung gegen ihn. Ein paar Sekunden lang war er der Wahrheit furchtbar nahe. Wenn er bis zum Schlusse der Unterredung, die sich nun zwischen ihnen entspann, seine Frau mit klarem Blick beobachtet hätte, würde er viel Unheil vermieden und

das, was er sein Glück nannte, gerettet haben. Aber er liebte zu heiß, um seine Kaltblütigkeit bewahren zu können, und war von seiner Leidenschaft zu verblendet, um hellsehend zu sein. Er schrieb ihrer Unerfahrenheit und der unangenehmen Ueberraschung zu, was er als Verderbtheit hätte durchschauen müssen, und entschuldigte Lydia, anstatt den Versuch zu machen, sie zu verstehen. Er erwiderte mit großer Milde: „Liebes Kind, wir sind auch noch reich; nur werden wir es bald nicht mehr sein, wenn „wir" auf einmal so viel Geld ausgeben. Unsre Hilfsmittel, so groß sie sind, haben dennoch ihre Grenze, und mit dieser Grenze müssen wir rechnen."

„Willst du mir dies nicht etwas klarer auseinandersetzen," sagte die junge Frau, während sie sich mit schmollender Miene auf einer Chaiselongue ausstreckte.

„Nun, wenn du zum Beispiel fünf solcher Mäntel kaufst, wie die Zobelpelerine von neulich, dann hast du gerade unser Jahreseinkommen ausgegeben. Mißverstehe mich nicht. Ich schelte dich nicht ob deiner Neigungen für schöne Dinge. Im Gegenteil, nichts ist mir für dich schön genug. Das Pech will nur, daß dies alles so teuer ist und ich die Kasten nicht wie ein Prinz aus Tausend und Eine Nacht mit Gold gefüllt habe ... o, ich wollte, dem wäre so! Denn alles gehörte dann dir, und ich würde nie glücklicher sein, als wenn du mir die Gunst erzeigen wolltest, mit deinen zarten Händen in meinen Schätzen zu wühlen."

Er wollte nach ihrer Hand greifen und sie küssen. Aber sie entzog sich ihm ziemlich heftig, und mit trockener Stimme, die in nichts den weichen Lauten seiner Liebe glich, sagte sie: „Wenn du nicht Geld genug hast, so sieh zu, wo du dir welches verschaffen kannst."

„Das ist nicht so leicht, als du es dir vorstellst, und die Leute, die ihr Brot verdienen, verdienen alle Anerkennung, noch mehr aber diejenigen, die sich ein Vermögen zu erhalten wissen. Ich glaube, ich wäre vollständig unfähig, auf irgend eine Weise Geld zu machen, und wäre bald zu Grunde gerichtet, wenn ich es versuchte."

„Ja, Bester, was kannst du denn dann?"

„Nicht viel," erwiderte er fast wehmütig. „Mich für mein Vaterland schlagen, was eine alltägliche Tugend ist, die jedes Jahr drei- bis viermalhunderttausend Franzosen mit mir gemein haben und die sich deshalb noch lange keine Helden dünken. Ein Schiff mit Gottes Hilfe ungefährdet von einem Weltteil zum andern lenken ... sonst kann ich nichts."

Lydia versank in Nachdenken. Sie schien gar nicht auf die letzten Worte ihres Gatten gehört zu haben. Ein bitteres Lächeln verzog ihren Mund. An was dachte sie? Bestimmt nicht daran, daß sie auf dem Wege einhalten wollte, der diesen braven, ehrlichen, liebevollen Menschen zu seinem Ruine führte. Vielleicht sah sie im Geiste eine kleine, zwischen Bäumen versteckte Terrasse, wo ihr der italienische Marquis so heiße Schwüre, so berauschende Zärtlichkeiten zugeflüstert hatte, und vielleicht schwur sie sich von neuem zu, ihn zu rächen. Sie seufzte auf, und während sie einen stechenden Blick auf Raimond warf, sagte sie: „Warum bittest du Samuel Bernheimer nicht, daß er dich an der Börse Geld verdienen läßt?"

„Liebes Kind, weil es mir nicht paßt, mich in zweifelhafte Unternehmungen einzulassen."

„Mit Bernheimer sind sie nicht zweifelhaft."

„Das paßt mir noch weniger. Die einzige Entschuldigung beim Spiele ist, daß man dabei auch zu verlieren Gefahr läuft. Aber ein sicheres Spiel ... das käme mir wie Diebstahl vor."

„Und du kommst mir wie ein naives Kind vor! Wie machen es denn die Bankiers, die Börsenleute, überhaupt alle, die sich mit Geldgeschäften abgeben? Sie ziehen ihren Vorteil aus der menschlichen Dummheit. Wenn Geld in eine Tasche wandern soll, muß es aus einer andern heraus. ... Und wenn du willst, daß ich etwas für meine Ausgaben haben soll, mußt du es schon jemand wegnehmen. Deshalb richte dich so ein, daß du es auf korrekte, anständige Weise nimmst, indem du Geschäfte machst; die ganze Weisheit besteht darin, daß man es nur mit guten wagt ... Einfaltspinsel fallen auf die schlechten herein. ... Willst du zu den Einfaltspinseln gehören?"

Sie hatte sich aufgerichtet und ihr schönes Gesicht kokett dem seinen genähert. Er küßte sie auf die Lippen, aber noch nicht überzeugt, erwiderte er: „Ich möchte nichts mit Dingen zu thun haben, die mir so häßlich scheinen."

„Weil du sie nicht kennst; wie alle die Leute aus deiner Sphäre, die mit Vorurteilen vollgepfropft sind. . . . Aber wir werden noch darüber sprechen, denn du mußt zu einem Entschlusse kommen, wenn wir nicht, um zu sparen, auf dem Lande leben sollen."

„O, wenn du das wolltest!" rief er voll Enthusiasmus aus. „In Ploërné, inmitten unsrer Untergebenen, die dich wie eine Königin verehren würden!"

„Ja, aber bei deinen Untergebenen, mit samt ihrer Verehrung würde die Königin vor Langeweile sterben. . . . Es wird schon besser sein, in Paris zu bleiben, wo ich auch ein wenig Königin bin, und die Mittel aufzutreiben, damit meine Krone ihre Vergoldung nicht zu entbehren braucht."

Sie wußte, wo die Mittel zu suchen waren, und schon am folgenden Tag nach dieser Unterhaltung nahm sie das Thema wieder auf, indem sie sich bemühte, Raimond an den Gedanken, Geldgeschäfte zu machen, zu gewöhnen. Aber zum erstenmal fand sie ihn ihren Wünschen gegenüber widerspenstig. Er wies ihre Anforderungen mit Milde, aber mit jener unerschütterlichen Ruhe zurück, die besonders den Bretagnern eigen ist. Sie schalt ihn eigensinnig, ward zornig, drohte ihm mit allen möglichen Strafen, worunter ihn ihre Kälte am tiefsten traf. Bernheimer jedoch, der von Lydia zur Hilfe beigezogen und über all ihre Wünsche gut unterrichtet wurde, nahm Raimond vor. Der kluge Mann war nicht für allzu rasches Eingreifen, und wenn er einer festen Ueberzeugung begegnete, so umging er sie, anstatt sie umstoßen oder gegen sie ankämpfen zu wollen, und gelangte so meist unfehlbar an das ersehnte Ziel. Um Graf Ploërné für Lydias Pläne zu gewinnen, schlug er einen Weg ein, der dem gerade entgegengesetzt war, den die junge Frau gewählt hatte.

„Sie wollen sich nicht mit Spekulationen abgeben?" sagte er zu ihm. „Sie haben vollständig recht. Es ist ein trauriges Geschäft, und wenn man es nicht im großen

betreibt, indem man Unternehmungen ins Leben ruft, welche die ganze Welt in Aufregung versetzen, ist es nichts weniger als beneidenswert. Dann glaube ich auch nicht, daß Sie sich die Routine aneignen könnten, die dazu nötig ist. Es gehört eine ganz besondere Geistesveranlagung und Geistesruhe zu der Sache, wenn man Erfolg haben will. Ich kenne sehr intelligente Menschen, die sich nicht darauf verstehen, und Dummköpfe, die darin Hervorragendes leisten. Spekulieren Sie also lieber nicht. Aber versuchen Sie doch Ihr Kapital einträglicher anzulegen. Es gibt Papiere, die in kürzester Zeit um das Doppelte und Dreifache ihres Wertes steigen. Dies wäre das Richtige für Sie; dabei könnten Sie dem Wunsche Ihrer Frau willfahren und zugleich Ihren Skrupeln Rechnung tragen. Eine vorteilhafte Kapitalverwertung kann doch nichts Abstoßendes für Sie haben? Nach dem strebt jeder vernünftige Mensch. Halten Sie die Augen auf, und wenn die Gelegenheit sich bietet, greifen Sie zu.“

Was Samuel ihm da sagte, leuchtete Ploërné ein. Seine Prinzipien nicht preisgeben müssen und doch dabei thun, was Lydia von ihm verlangte, was konnte er sich Besseres wünschen? Er willigte also in den Vorschlag des Bankiers ein und begann den größten Teil seines Vermögens flüssig zu machen. Die Gelegenheit, von der Bernheimer sprach, ließ nicht lange auf sich warten. Seit Monaten schon wurde die Gründung des Comptoir Français in der Stille betrieben, und die Ausgabe der Aktien mußte einen bedeutenden Umschwung auf dem Geldmarkt hervorrufen. Dabei wollte sich Samuel der schönen Kreolin in seinem wahren Lichte zeigen, denn da er sie nicht durch die Reize seiner Persönlichkeit bestechen konnte, mußte er sie mit seiner finanziellen Macht blenden.

Er hatte die junge Frau gebeten, ihm eine Summe Geldes anzuvertrauen, mit der er für sie spekulieren wollte. Lydia, die von ihrer Mutter am Hochzeitstage zweimalhunderttausend Franken erhalten hatte, bewahrte die Papiere ihrer Mitgift in einer Kassette auf; denn Raimond war nie zu bewegen gewesen, dies Geld an sich zu nehmen, dessen

Zinsen er der jungen Frau zur alleinigen Verfügung überließ. Und in einem recht eigentümlichen Instinkt von Selbstsucht hatte die Verschwenderin nie angegriffen, was ihr persönlich gehörte. Mit ihrem Eigentum war sie geizig. Sie verstand es nur, das Geld ihres Mannes gut auszugeben. Die zweimalhunderttausend Franken wurden also Bernheimer eingehändigt, der sie nicht ohne innere Erregung in Empfang nahm. Ihm war, während ihm Lydia die Summe übergab, als bringe die junge Frau den zarten Finger ihrer weißen Hand zwischen das Räderwerk der finanziellen Maschine und als müsse gar bald ihr ganzer Körper nachfolgen. Zur selben Zeit unterschrieb Raimond, von Samuel dazu aufgefordert, bei Ausgabe der Aktien des Comptoir Français dreitausend Stück zu fünfhundert Franken. Er glaubte, da er die ersten Namen von Frankreich mit auf der Liste sah, einerseits zu einem Werke der sozialen Verbesserung beizusteuern, andrerseits ein gutes Geschäft dabei zu machen. Der eine der Zwecke, den er dabei verfolgte, verwirklichte sich sofort. Die Papiere stiegen mit rasender Schnelligkeit und ließen es sicher erscheinen, daß die Aktionäre das hineingesteckte Kapital verdreifachten. Raimond war so von all seinen Sorgen befreit, und ohne mehr seinen Ruin befürchten zu müssen, konnte er das Geld, das er nicht in die neue Gründung gesteckt hatte, nach Herzenslust ausgeben.

An all diese Dinge dachte er auf dem Balle, mit dem Bernheimer den finanziellen Sieg feierte, während er gegen die Salonthüre lehnte und Lydia zusah, wie sie mit Maurice de Roquière tanzte. Er war ebenso glücklich über die Sorgenlast, die von ihm genommen war, wie über den Umstand, seine Frau strahlend und heiter zu wissen. Er folgte ihr mit den Augen und war entzückt von der Grazie, mit der sie sich am Arme ihres Tänzers im Walzer drehte, ja er fand sie so bezaubernd schön, daß er nicht darüber erstaunte, wenn man ihr den Hof machte und sie bewunderte, und die Blicke, die auf ihre weißen Schultern und ihre vollendeten Formen fielen, erweckten keine Eifersucht in ihm. Nicht der leiseste Verdacht trübte seinen Sinn. Er war in der frohsten Laune, als ihn jemand am Aermel zupfte und er, sich umwendend,

Bernheimer bemerkte, der ebenfalls lächelnd, aber mit einem Anflug von Unruhe im Gesicht vor ihm stand.

„Die Gräfin scheint sich ja vorzüglich zu unterhalten," sagte er, indem er auf Lydia zeigte, die gerade in ihrer nächsten Nähe vorüberging. „O, wie beneidenswert sind doch diese jungen Leute, daß sie mit ihr tanzen dürfen. . . . Mit uns ist es nichts mehr. . . . Wenn ich ‚wir' sage, habe ich eigentlich unrecht, denn wenn Sie nur wollten . . ."

„Ich käme mir lächerlich vor, wenn ich mir einfallen ließe, noch nach der Musik zu springen," unterbrach ihn Raimond lachend. „Diese liebenswürdigen Dummheiten habe ich längst hinter mir."

„Ein famoser Tänzer, dieser Roquière," sagte Bernheimer, gleichsam eine Warnung anbringend. „Seine Gewandtheit und Geschmeidigkeit werden allgemein bewundert. . . . Und dann stellt es eine Frau immer in vorteilhaftes Licht, wenn er mit ihr tanzt, denn er fordert nicht jede auf."

„Die Gräfin hat ihn sehr gern; sie tanzt auch nicht mit dem ersten besten."

Bernheimer schnitt heimlich eine Grimasse, während er bei sich dachte: „Wie doch alle Ehemänner gleich sind! Man zeigt ihnen die Gefahr, da machen sie noch extra die Augen zu, um ja recht blind zu sein. . . . Du willst deinen Verdruß haben, lieber Freund . . . er wird dir nicht ausbleiben . . . das heißt, wenn ich nicht dazwischen fahre!"

Lydia und Roquière kamen jetzt näher, da der Tanz zu Ende war. Samuel, der an Raimond vorbeirannte, stürzte auf Lydia zu. Er hatte es entschieden eilig, sie von Roquière zu trennen. Sie schien jedoch Bernheimer gar nicht zu bemerken und wandte sich an ihren Mann: „Wenn es dir recht ist, gehen wir jetzt," sagte sie zu ihm.

„Wie, Sie denken schon daran, uns zu verlassen," rief Bernheimer aus. „Es ist doch noch gar nicht spät."

„Wir wollten uns nur bei Ihnen zeigen und müßten eigentlich noch zu den de Layracs gehen; aber ich bin müde und möchte mich für morgen schonen."

„Was gibt es denn morgen?"

„Morgen gibt es, was es gestern und was es heute abend gab und was es den ganzen Winter geben wird," seufzte Raimond mit einem resignierten Lächeln auf. „Gesellschaften, die man mitmachen muß, wenn es so schön wäre, zu Hause zu bleiben."

„Was wollen Sie denn dann anfangen, wenn Sie alt sind?" meinte Roquière lachend.

„Ich werde versuchen, mich über den Umstand zu trösten, daß ich nicht mehr jung bin, und diese Beschäftigung wird mir genügen."

Bernheimer hatte Lydia seinen Arm gereicht und Roquière folgte mit Raimond den beiden. Sie gelangten in den großen Speisesaal, wo ein großes Büffett aufgestellt war. Hier wurde drauf los gegessen und getrunken, wahrscheinlich auf das Gedeihen des neuen Unternehmens, und wenn es danach ging, mußte allerdings der Erfolg verblüffend sein. Samuel drängte mit einem liebenswürdigen Lächeln und mehreren Ellenbogenstößen die jungen Leute, die seinem Champagner so ergiebig zusprachen, auseinander und rief mit einem Wink einen der Diener herbei, durch den er der Gräfin auf einem kleinen Tischchen servieren ließ.

Inmitten einer Menge von Neugierigen, die sie umstanden, aß sie eine Weintraube, gleichgültig mit Bernheimer weiterplaudernd. Sie bemerkte jedoch sehr wohl, wie sie von allen Seiten betrachtet wurde, und gerade unter diesem Kreuzfeuer von bewundernden Blicken war sie in ihrem Element. Wirklich glücklich fühlte sie sich nur in den Momenten, wo ihrem Stolze und ihrer Eitelkeit durch solche Ehrenbezeigungen gehuldigt wurde. Sie schaute nach Raimond hin, der sich in ruhiger Unterhaltung mit Roquière befand, und ein Zug von Verachtung flog um ihren Mund. Armer Mann! Verlohnte es sich denn, ihn so zu hassen, wie sie ihn haßte? Wie war es nur möglich gewesen, daß sie einmal Angst vor ihm und seinen leidenschaftlichen Wutausbrüchen hatte haben können? Jetzt fürchtete sie ihn kaum mehr, und bald würde sie ihn gar nicht mehr fürchten! Sie erhob ihr Glas, und während sie es an ihre Lippen setzte, hörte sie Samuel flüstern: „Auf unsern gemeinschaftlichen Erfolg!"

Sie lächelte und erwiderte in herbem Tone: „Ja auf unsern gemeinschaftlichen Erfolg und auf alles, was er verspricht!“

Der Bankier machte eine Bewegung freudigen Dankes. Die Andeutung der Verknüpfung ihrer Interessen, die von Lydia nicht zurückgewiesen worden war, erschien ihm als ein gutes Omen für die Zukunft. Hätte er geahnt, was die junge Frau ihrer Antwort für einen Sinn unterlegte, er würde davor zurückgeschreckt sein.

Das geleerte Glas beiseite setzend wandte sie sich an ihren Mann. „Wenn es dir jetzt gefällig ist,“ sagte sie kurz.

Sie schüttelte Samuel noch die Hand und winkte dem Marquis mit ihrem Fächer ein freundschaftliches Lebewohl zu; dann verließ sie den Saal. Die Blicke des Bankiers verfolgten sie, solange sie noch zu sehen war, und als die Federgarnitur, die ihr Haar schmückte, auf der großen Treppe verschwand, seufzte er tief auf.

„Das ist eine Frau!“ sagte Roquière neben ihm.

„Ja, eine entzückende Frau!“ erwiderte Bernheimer.

Er schwieg eine Weile still, während er dem jungen Mann mit einem ironischen Lächeln ins Gesicht schaute. Dann sagte er: „Aber sie ist weder für Sie noch für mich!“

„Ja, wer kann das wissen!“ meinte Roquière gelassen. „Die Zufälle im Leben sind so unberechenbar! Sie kann Witwe werden, ich kann Sie heiraten und kann Sie mit mir betrügen!“

Und Bernheimer verblüfft stehen lassend, entfernte sich der Marquis.

Noch immer ließ das Orchester von den vergoldeten Estraden des Kuppelsaals herab seine einschmeichelnden Weisen erklingen, noch immer tanzten die fröhlichen Paare in den festlich erleuchteten Räumen; aber für Samuel war alles öde, trüb und leer, seit die, welche für ihn eine Stunde lang alles in einem Zauberglanz hatte erscheinen lassen, nicht mehr zugegen war.

Sechstes Kapitel.

Als Lydia in ihrem Paroxismus von Wut und Schmerz nach Giranis Tod den Entschluß gefaßt hatte, sich an Raimond zu rächen, würde sie ihn, den sie aus voller Seele haßte, gern auf einen Schlag vernichtet haben, wenn es in ihrer Macht gewesen wäre. Mit der Zeit und der Ueberlegung kamen ihr indes andre Pläne. Er sollte durch sie leiden. Sie fand ihre Freude an seinen Qualen, und die in ihr schlummernde Neigung zur Grausamkeit entwickelte sich naturgemäß. Während der Stunden, wo sie ihren Gatten durch ihre stumme Verdrießlichkeit so unglücklich machte, dachte sie nach, und Raimond wäre vor ihren Gedanken zurückgeschreckt, hätte er sie ahnen können. Das entzückende Weib, das in ihrer graziösen Schönheit auf einem Sofa mit halb geschlossenen Augen ausgestreckt lag, brütete über Verderben und Mord, und wenn dann ein leises Lächeln über ihre Lippen huschte, das Raimond, der sich den ganzen Abend gefragt hatte: „Was hat sie nur? Warum ist sie so still und verstimmt?“, beruhigte, dann bedeutete dieses Lächeln die Befriedigung über irgend eine neue Falle, in die sie den Unglücklichen geschickt und ihres Erfolges sicher gelockt hatte.

Ihre Lieblingsidee war, Raimond in eine schreckliche Situation zu verwickeln, in der er nur noch die Wahl zwischen Entehrung und Tod hätte. Selbstverständlich würde er den Tod wählen; er war zu tapfer, um sie darüber einen Augenblick im Zweifel zu lassen. Dann wollte sie ihn noch im Todeskampf beschimpfen und quälen und so bis an den Rand des Grabes Rächerin sein! Als geborene Komödiantin arbeitete sie schon im voraus jede Scene dieses Dramas aus und klatschte sich und ihrer Rolle mit wilder Freude Beifall zu. Sie hatte die verschiedenen Zufälle wohl erwogen und war immer wieder zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur ein Umstand ihn zu dem tragischen Schlusse treiben konnte: seine befleckte Ehre.

Vor dieser Thatsache würde es für ihn kein Zögern mehr geben. Und wie konnte man seine Ehre leichter gefähr=

den als durch Geldspekulationen? Deshalb hatte sie ihn mit schurkischer Schlauheit in die finanziellen Unternehmungen verwickelt und ihn durch die maßlosen Ansprüche auf den Punkt gebracht, wo die Notwendigkeit des Gewinns seine Skrupel übertäuben und ihn rückhaltslos der Börse ausliefern mußte. Dann wollte sie ihre Minen springen lassen, auf Bernheimer gestützt, aus dem sie, sie zweifelte keinen Moment daran, auf einen einfachen Wink hin, einen Verbündeten, ja selbst einen Mitschuldigen zu machen im stande war. Sie kannte Samuels Gefühle für sie und wußte, welche Vorteile sie aus der Leidenschaft dieses Lebemannes ziehen konnte, denn er war vernarrt in sie, vollständig vernarrt, und um sie zu besitzen, würde er vor keiner Infamie zurückschrecken. So wenigstens beurteilte sie ihn.

Und weiter spann sie ihre Träume aus; sie dachte: „Warum soll ich nicht seine Frau werden? Der ist in der That reich, und dank seinen Millionen würde ich wirklich Königin der Pariser Gesellschaft sein. Wenn es mir beliebte, würde er mich heiraten und sich glücklich schätzen, mir diesen Beweis seiner Liebe geben zu können.“ Sie sah den Bankier mit seiner gedrungenen Gestalt, seinen grauen Haaren und der blühenden, etwas apoplektischen Gesichtsfarbe vor sich. Ein Girani, der zwischen duftenden Blumen unter dem Sternenhimmel Liebesschwüre stammelte, war er freilich nicht. Ein andres Bild aber tauchte in ihrem Innern auf; das Maurice de Roquières. Er war jung und frisch und voll glühender Leidenschaft; ebenso blond, als der Italiener brünett gewesen war, gefürchtet als Pistolenschütze, im Fechten geübt und im stande, seinen Gegner im Duell zu töten.

Durch ihn kam Lydia noch auf eine andre Lösung der Dinge; eine Lösung, die noch raffinierter war und ihrer Rache für den Mord Giranis noch besser entsprach. Sie wollte Roquière in seiner Liebe zu ihr zum Aeußersten treiben und ihm Raimond als das einzige Hindernis darstellen, das sie trennte. Sie wollte ihn reizen, mit Zärtlichkeiten betäuben und schließlich zu ihrem Sklaven machen, so daß er keinen eignen Willen mehr hätte, und ihn dann gegen den verhaßten Mann aufhetzen. Und er würde ihn töten. Das

hieße mit derselben Münze bezahlen; es war berechnend und brutal, aber doch minder furchtbar, als die erste Lösung, durch die sie Raimond der Verzweiflung anheimgeben und ihm die Waffe selbst in die Hand drücken wollte.

Um ihre grausamen Gelüste vollständig zu befriedigen, hätte sie gern beides gehabt: die geschickte Vereinigung der Katastrophe Bernheimer mit der Lösung Roquière; den durch die Frau herbeigeführten entehrenden Ruin und den durch ihren Geliebten verursachten Tod. Und warum sollte es ihr nicht gelingen? Sollte es eine unüberwindliche Schwierigkeit für sie sein, für sie, die sie die unbestrittene Macht ihrer Schönheit besaß? Nein. Sie würde erreichen, was sie wollte und wie und wann sie es wollte! Ploërné war kein Hindernis auf ihrem Wege zum Ziel; im Gegenteil, er förderte sie eher noch und erleichterte ihr den Erfolg; liebte er sie doch über alle Maßen!

Das waren ihre Träume, dies das tragische Ende, das sie dem zudachte, mit dem sie lebte, zu dem sie mit einem ruhigen, harmlosen Lächeln sprach, während Gedanken der Vernichtung in ihr tobten.

Sie hatte jedoch auch schon begonnen, ihre Träume in die Wirklichkeit zu übersetzen. Seit ungefähr einer Woche war Roquières Annäherung, die er mit kluger Vorsicht betrieb, in ein ernstes Stadium getreten. Er war nicht zurückgewiesen worden. Dies war ein wichtiger Punkt. Er, der sogar ihrer Kälte gegenüber den Mut nicht hatte sinken lassen, mußte auf einen wohlwollenden Empfang die größten Hoffnungen bauen. Er zog jedoch keinen Vorteil daraus, und zeigte sich, je besser er behandelt wurde, um so unterwürfiger. Dies verhinderte nicht, daß er gar manches Mal kühn wurde, aber nie in gewöhnlicher Weise, nur wo er seine Kraft oder Geschicklichkeit zu zeigen im stande war.

Das Wetter war sehr kalt geworden, und das festgefrorene Eis im Bois de Boulogne lud zum Schlittschuhlaufen ein. Lydia, die in den Tropen geboren war, fand besonderes Vergnügen daran, diesem Sport inmitten ihres Kreises von Freunden und Bekannten zuzusehen. Sie konnte da Bernheimer bewundern, der sich vorsichtig auf seinen

Schlittschuhen weiterbewegte und mit vor Frost purpurnem Gesicht und vom Winde schmerzenden Augen der Mode opferte und dem chic zulieb einen Herzschlag riskierte. Vor allem folgten ihre Blicke Roquière, der, ein Meister in dieser Kunst, leicht und elegant dahinglitt, auf einem Fuße Bogen rückwärts und vorwärts beschrieb, ihren Namen ins Eis ritzte und durch seine Fertigkeit eine Menge Zuschauer anlockte.

Gut in ihre Pelze eingehüllt, mit einer Wärmflasche unter den Füßen, die herrliche Winterluft, die ihr die Wangen rosig färbte und das Blut durch die Adern jagte, in vollen Zügen einatmend, saß Lydia da und beobachtete den hübschen jungen Mann, dem alle Welt Beifall zunickte und der nur für sie seine Kunststücke zum besten gab. Bernheimer hatte ihr mit einer siegessichern Miene angeboten, sie im Schlitten über das Eis zu fahren, aber sie hatte gedankt. Dann war Roquière darauf zurückgekommen, und sie hatte nicht widerstehen können, einmal über die wie Stahl polierte Fläche dahinzufliegen. Samuel hatte sich dagegen aufgelehnt und war ärgerlich geworden, aber sie hatte ihm ins Gesicht gelacht und ihn aufgefordert, ihr Gefolge zu bilden.

Behaglich zurückgelehnt, mit einem Bärenfell über den Füßen, gab sie das Signal zur Abfahrt, und leicht, als ob sie durch die Luft dahinflöge, stieß Roquière den Schlitten über das Eis. Wenn sie nicht gewußt hätte, daß er hinter ihr war, hätte sie glauben können, der Wind wehe sie durch den Raum, so sanft und gleichmäßig war die Bewegung. Vor ihr streckten die Bäume der Akazienallee ihre entblätterten Kronen in den grauen Nebel hinein; ein Schneeteppich bedeckte die Erde und aus dem Weiß der Natur hoben sich nur die grünen Tannen ab. Eine Wintersonne ohne Wärme und ohne Strahlen färbte die Aeste rot und verwandelte die Eiszapfen in Rubine. Von Zeit zu Zeit flog ein Zug wilder Enten an dem trüben Himmel hin.

Samuel versuchte erst mutig auszuhalten und neben Lydia zu bleiben. Aber er hatte es mit einem zu flinken Läufer zu thun und konnte bald nicht mehr mit. Auf seine Rufe achtete weder Lydia noch Roquière. Da machte er

ärgerlich kehrt und fuhr, um die lächerliche Rolle nicht weiter zu spielen, langsam den mit Reif überdeckten Rasen entlang, während er einen mißvergnügten Blick auf den Schlitten warf, der am Rande des Sees, wo sich nur noch wenige Schlittschuhläufer befanden, verschwand.

Lydia hörte Roquière weder atmen, noch auf dem Eise gleiten; es war, als ob ein Phantom sie in seinem rasenden Lauf dahintrage. So schön es war, die junge Frau begann doch Mitleid mit ihrem Führer zu empfinden. Sie wandte ihm lachend ihr rosiges Gesichtchen zu und sagte: „Ich bitte Sie, bringen Sie mich zu den andern zurück; ich schäme mich ja, wie ich Ihre Güte mißbrauche."

Seine Antwort war nur, daß er mit doppelter Schnelligkeit fuhr, allerdings indem er ihr gehorchte und umdrehte. Die Schlittschuhläufer in der Ferne erschienen ihr klein und schwarz wie ein Schwarm Ameisen; dann sah sie, während sie sich mit zunehmender Eile näherten, die Gestalten wachsen, und eine Sekunde darauf war sie mitten unter ihnen.

„O, da sind Sie endlich," rief Bernheimer, ohne seinen Aerger zu verbergen, aus. „Sie hätten mir wohl vorher sagen können, daß Sie bis ans Ende des Sees fahren . . . ich wäre dann nachgekommen."

Die junge Frau wechselte einen boshaften Blick mit dem wie ein Rennpferd schnaubenden Roquière und zeigte dabei auf den Bankier, der im Stehen nur mühsam auf seinen Schlittschuhen balancierte.

„Ich glaube, Sie haben ohnehin Ihr Möglichstes geleistet," sagte Lydia. „Aber den Wind holt man nicht ein, und wir flogen so schnell wie der Wind."

„Steigen Sie aus dem Schlitten . . . Sie müssen ja wie Eis sein."

„Nein, ich bin ganz warm! Aber ich möchte einmal den Versuch machen und schlittschuhlaufen."

„Kommen Sie mit mir!" rief Samuel eifrig aus. „Ich werde es Ihnen zeigen und stehe dafür, daß Ihnen nichts passiert."

„O," erwiderte Madame de Ploërné, „in Sie habe

ich nicht viel Vertrauen, und dann habe ich ja auch schon den Lehrer, dessen ich bedarf.“

„Ich gebe zu, daß Roquière mit mehr Leichtigkeit läuft, jedoch gewiß nicht mit mehr Sicherheit. Sie nehmen eine Holzstange, von der ich das eine Ende halte und der Marquis das andre; so brauchen Sie sich nur ziehen zu lassen.“

„Nein, nein! Von zwei Rittern wäre mir gerade einer zu viel. Herr de Roquière genügt mir vollkommen.“

Damit stieg sie aus dem Schlitten, und ohne auf das trostlose Gesicht Bernheimers zu achten, fügte sie hinzu: „Man müßte mir nur Schlittschuhe verschaffen ... ich habe keine.“

„Darum sorgen Sie sich nicht,“ sagte Maurice de Roquière. „In einer Sekunde bringe ich Ihnen ein Paar.“

Er hatte sich noch nicht zehn Schritte entfernt, als Bernheimer auf Lydia zutrat und ihr mit besorgter Miene sagte: „Wirklich, Gräfin, ich begreife nicht, wie Sie sich so mit Roquière bloßstellen können! Ich habe Ihnen eben nahe gelegt, auf welche Weise Sie Ihr Vergnügen mit Ihrem guten Ruf vereinen können, und Sie haben mich höhnisch zurückgewiesen. Sie betrüben mich, denn ich kann Sie versichern, daß Sie sich schaden. Die Welt ist so böse, und man beneidet Sie schrecklich! Sie müssen vernünftiger sein. Ihr Gatte ...“

„O, lassen Sie den aus dem Spiel!“ rief Lydia lachend aus. „Der ist bequemer als Sie ... was, nebenbei bemerkt, recht drollig ist. ... Er hat Vertrauen in mich und kann es auch haben.“

„Freilich kann er es haben!“ entgegnete Bernheimer sehr erregt. „Gott bewahre mich davor, Sie verdächtigen zu wollen ... nichts liegt mir ferner. ... Nur bedenken Sie, daß sich die Meinungen nach dem Scheine bilden. Roquière ist das Kompromittierendste, was es gibt. ... Wissen Sie, diesen jungen Leuten, denen nichts über ihre Eitelkeit geht, ist der Ruf einer Frau ganz gleichgültig, mag daraus entstehen, was da will ... ich sage dies ja nur alles in Ihrem Interesse, als ein Freund ...“

„Als ein Vater,“ unterbrach ihn Lydia mit spöttischer Miene.

Bernheimer verzog das Gesicht und ließ seiner Erregung freien Lauf: „Ich sehe, Sie sind nicht gut auf mich zu sprechen, und meine Klugheit paßt Ihnen nicht . . . es ist besser, ich verlasse Sie."

„Bernheimer, ich verbiete Ihnen, zu gehen!" befahl die junge Frau. „Sie befinden sich hier, um sich mir angenehm zu machen, nicht um mich zu ärgern! Da kommt Herr de Roquière zurück. Ich versuche es eine Weile mit ihm, verabschiede ihn dann, und ehe ich nach Hause fahre, dürfen Sie mich ans Büffett führen und mir etwas zu essen geben."

„Schön, ich bin es zufrieden!" rief Samuel, durch diese Gunst aufgeheitert, aus. Aber seine Eifersucht zwang ihn doch, hinzuzufügen: „Bleiben Sie nicht zu lange aus; ich werde inzwischen das Frühstück bestellen."

Der Marquis brachte ein Paar kleine amerikanische Schlittschuhe, kniete nieder und befestigte sie selbst an Lydias Füßen. Samuel sah ihm mit nicht zu verbergender Erregung zu, und als sich die junge Frau erhob, meinte er: „Seien Sie vorsichtig . . . Roquière, nehmen Sie sich in acht . . ."

Maurice lachte und erwiderte scherzend: „Ja, Papa."

Sie begannen zu laufen. Sie, mutig die beiden Fersen aneinandergepreßt, ohne sich zu rühren, ließ sich von Roquière ziehen, und er hielt sie mit solcher Sicherheit am Arme fest, daß ein Fallen nicht zu befürchten war. Erst machte es ihr Vergnügen, so ohne Anstrengung weiter zu kommen. Nach einer Weile aber wollte sie es selbst versuchen. Er erklärte ihr, wie sie sich dabei zu verhalten hatte, und sie befolgte gehorsam seinen Rat. Sie war mit einer besondern Grazie und Geschicklichkeit für solche Dinge ausgestattet und erfaßte sofort die Art, wie sie die Füße zu setzen hatte. Von Roquière unterstützt, kam sie einige hundert Meter ganz ordentlich vorwärts, doch plötzlich bat sie ihn, innezuhalten, da sie sich von Schwindel und Müdigkeit überwältigt fühlte. Sie befanden sich vor dem mit Epheu umwachsenen Turm und waren allein. Die Gräfin stand unbeweglich und rang nach Atem. Dann faßte sie nach Roquières Schulter, und während sie tief erblaßte, sagte sie leise: „Ich bin ganz schwindelig: alles dreht sich mit mir im Kreise. Ich fürchte, mir wird nicht wohl."

Er legte seinen kräftigen Arm um sie: „Schließen Sie die Augen ... es ist ein wenig Schwindel ... Sie haben sich für den Anfang zu viel zugemutet. Wenn es Ihnen wieder etwas besser ist, wollen wir die hundert Schritt bis zu jenem Schlitten dort versuchen ... ich fahre Sie dann zurück. ... Glauben Sie, daß Sie noch bis dahin kommen können?"

Sie antwortete nicht, und er fühlte, wie sie sich fester an ihn klammerte. Die Augen hielt sie noch immer geschlossen, aber ihre Wangen hatten sich wieder rosig gefärbt. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und stammelte: „Ich glaube, ich kann keinen einzigen Schritt mehr machen."

„Dann warten Sie!"

Er reckte sich in die Höhe und mit einem sicheren Griff nahm er sie in seine Arme und trug sie über das Eis. Sie schrie leicht auf, und ihre Augen, von denen sie die schweren Lider gehoben hatte, funkelten. Er sah ihr in die schönen, sinnlichen Züge, über die ein wehmütig schmachtendes Lächeln flog. Fern von den Menschen, auf der eisigen Fläche, von den Schatten der hereinbrechenden Nacht umgeben, hatte er die Angebetete allein, ganz allein für sich. Er hielt sie gegen seine Brust gedrückt und es schien ihm, als ob sich ihr Herzschlag mit dem seinen vereine. Plötzlich, ohne in seinem Laufe innezuhalten, neigte er seinen Kopf auf den bezaubernden Mund herab, der seinen Lippen so verführerisch nahe war, und drückte einen glühenden Kuß darauf. Ihre schönen Augen schlossen sich, und er fühlte ihren Körper, den er wie eine Beute davontrug, zusammenschauern. Wie tot lag Lydia; regungslos und stumm. Er gelangte zu dem Schlitten, setzte seine kostbare Last hinein und fuhr mit rasender Schnelle dem Hauptteile des Teiches zu, wo Bernheimer sie erwartete. Als er Lydia im Schlitten sah, rief er ihr entgegen: „Mein Gott, was ist denn geschehen?"

Die junge Frau antwortete selbst: „Es schwindelte mir ein wenig ... aber es ist schon besser."

Sie wollte sich erheben.

„Ich bin wie zerschlagen." Und sich an Roquière wendend, sagte sie: „Ich hatte unrecht, mich Ihnen anzuvertrauen."

Ihre Lippen umspielte ein so eigentümliches Lächeln, daß der junge Mann nicht wußte, ob sie auf die Fahrt, die sie zusammen gemacht hatten, oder auf den Kuß, den er ihr gegeben, anspielte. Sie löste die Schlittschuhe von ihren Füßen und nahm Bernheimers Arm.

„Ich will jetzt nichts genießen. . . . Meinen Wagen . . . ich will nach Hause.“

„Sehen Sie, ich habe es Ihnen gleich gesagt . . . wenn Sie mir gefolgt hätten, wäre Ihnen nichts passiert.“

„Gewiß nicht . . . aber vielleicht sollte es passieren.“

Am Ausgang des Sees drehte sie sich noch einmal nach Roquière um, und mit demselben Ausdruck in den Augen, wie in dem Moment, wo er sie in seinen Armen getragen hatte, sagte sie: „Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?“

Er verneigte sich sehr tief, ohne zu antworten, und sie entfernte sich.

Ploërné war sehr verstimmt, als er am folgenden Tag beim Durchblättern der Zeitung folgende Notiz las: „Auf der Bahn des Eislaufvereins herrschte gestern ein bewegtes Leben. Unter den hervorragenden Mitgliedern dieses Klubs bemerkte man . . .“ Von den angeführten Namen stach ihm vor allem einer in die Augen, der Name seiner Frau: der Gräfin Ploërné. Wo war er denn zu jener Stunde gewesen? Entweder hatte er sich mit Geldangelegenheiten beschäftigt, oder sich im Klub gelangweilt, oder sonst irgend etwas mit irgend jemand gethan, anstatt mit Lydia zu sein, die ganz gut ohne ihn fertig geworden und unter lauter Fremden schlittschuhgelaufen war. Bernheimer und Roquière und Clairefont und Bligny waren zwar da gewesen, aber es erschien ihm in ihrer Gesellschaft nicht passender, sich solchen Einfällen hinzugeben, ohne zuvor mit ihm darüber gesprochen zu haben. Er saß in trübe Gedanken versunken in einem kleinen Salon, wo ihn Lydia zum Frühstück abholen wollte. Sie trat denn auch bald herein, frisch und rosig, in einer entzückenden Morgentoilette aus weißer, mit Spitzen garnierter Seide.

Auf den ersten Blick hatte sie es heraus, daß er schlechter Laune war, und ohne Zögern und mit selbst=

bewußter Ueberlegenheit fragte sie: „Was gibt es? Warum ziehst du denn solch ein Gesicht?"

Er antwortete mit einer Frage: „Warum hast du mir nicht erzählt, daß du gestern schlittschuhgelaufen bist?"

„So, das beschäftigt dich!"

„Es geht doch wohl kaum anders, wenn sogar die Zeitungen davon erzählen."

„O ... sie haben eben, wie es scheint, viel Platz übrig ... sonst könnten sie ihre Spalten nicht mit so etwas Uninteressantem füllen. ... Nun ja! Ich bin gestern mit Bernheimer und Roquière schlittschuhgelaufen. Hast du etwas dagegen?"

„Ich bedaure, daß du mir nichts davon gesagt hast, ich hätte dich begleitet."

„Wußte ich denn, daß ich laufen würde? Ich war nur hingegangen, um zuzusehen. Der Zufall, die Gelegenheit, ein plötzlicher Einfall verleiteten mich, es auch einmal zu versuchen. ... Ist das ein solches Verbrechen?

„Wenn dir etwas zugestoßen wäre!"

„Wie soll mir denn etwas zustoßen!"

„Ich weiß nicht. Du hättest hinfallen und dich verletzen können."

Sie lachte und verzog spöttisch den Mund.

„Was wäre denn gewesen! Wie es im Liede heißt:

‚Gefährlicher ist's auf dem Rasen
Als auf dem Eise auszugleiten.'"

Sie drehte sich lustig auf dem Absatz herum und nahm ihren Gatten beim Arme.

„Komm, wir wollen frühstücken. Schneide kein solches Gesicht; es steht dir gar nicht. Innerlich bist du wütend, weil dir die Gelegenheit entging, mich mit deinen Talenten zu blenden ... du läufst jedenfalls großartig."

„Nein, durchaus nicht ... nicht besser als die meisten."

„Jedenfalls besser als Bernheimer."

„O, Bernheimer, der zählt nicht."

„Das müßtest du ihm einmal sagen! Er ist sehr von sich eingenommen und würde es dir nie verzeihen."

„Macht dir Bernheimer etwa auch den Hof?"

„Sie machen mir alle den Hof, aber er mehr als jeder andre."

„Armer Bernheimer. . . . Ich kann dich versichern, Lydia, daß ich nicht die Spur eifersüchtig bin."

„Auf ihn?"

„Weder auf ihn, noch auf sonst jemand."

„Da thust du nicht recht daran."

Sie hatte diese Worte so trocken und herausfordernd gesagt, daß Raimond den Blick zu ihr aufschlug.

„Warum?" fragte er ruhig.

„Weil ein Mann, der wirklich verliebt ist, immer eifersüchtig sein muß, wenn er nicht für anmaßend gelten will."

„Du weißt, daß ich nichts weniger als anmaßend bin. Wenn ich aber wenig Vertrauen in meine Verdienste habe, so setze ich um so größeres in deine Ehrlichkeit."

Sie sah ihm gerade ins Gesicht und fragte in einem festen Tone: „Und wenn ich dies Vertrauen mißbrauchte?"

Er erblaßte ein wenig, verlor jedoch seine Ruhe nicht.

„Scherze nicht über solche Dinge, Lydia; es ist zu peinlich für mich."

Sie beharrte mit eigensinniger Erregung auf der Frage: „Das war keine Antwort. . . . Was würdest du dann thun?"

Raimond runzelte die Brauen und antwortete mit gedämpfter Stimme: „Du weißt nur zu gut, was ich schon einmal gethan habe, und damals war ich im Zweifel. . . . Wenn es sich aber um dich handelte und ich wäre sicher . . . wehe dem, der dich mir zu nehmen versuchte . . . und wehe dir!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirne und zwang sich zu einem Lachen.

„Du treibst mich dazu, Unsinn zu sprechen. Lassen wir dieses Thema, das in mir die traurigsten Erinnerungen weckt."

Er schwieg eine Weile still, dann sagte er plötzlich: „Solche Qualen ausstehen. . . . Gütiger Gott! Daran hat man mit einem Mal gerade genug!"

Ihre Blicke ruhten prüfend auf ihm, während er sprach, und sie sah, wie schmerzlich erregt er war. Ihr Haß hatte sie den richtigen Fleck treffen gelehrt, hatte ihr den wunden

Punkt seines Herzens gezeigt. Ja, sie wußte es nur zu wohl, was er schon einmal gethan hatte, und es war mehr als kühn von ihm, es ihr ins Gedächtnis zu rufen. Ohne zu wissen, ob sie oder Therese die Schuldige war, hatte er einen Menschen gemordet, und eben hatte er es ja zu verstehen gegeben, daß er wieder einen, ja selbst sie umbringen würde, wenn er in seiner Liebe beleidigt würde. Sie empfand eine unheimliche Freude bei der Gewißheit, daß sie Angst vor ihm haben mußte. Sie hatte ihn für harmlos, für gezähmt gehalten und war nahe daran gewesen, ihn zu verachten, und die Notwendigkeit, ihn fürchten zu müssen, bereitete ihr Vergnügen. Bei dem Kampfe, der ernst zu werden drohte, setzte sie ihr Leben ein, deshalb hatte ihr Plan nichts Gemeines mehr an sich, und die Gefahr des Spiels, das sie spielte, erhob sie in ihren eigenen Augen über sich selbst. Für ihre stolze Seele war dies eine Genugthuung, denn es widerstrebte ihr, ein Opfer ohne Gegenwehr zu vernichten. Sie wuchs mit dem Gedanken, daß sie einem Manne, der zu töten im stande war, die Stirne bot.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf und sagte: „Nicht weil ich irgend etwas von deiner Seite fürchte, habe ich dein gestriges Benehmen getadelt. Aber du bist noch so jung und unerfahren und denkst nicht daran, wie schnell ein schlimmes Gerede entsteht. Nichts wird mehr verübelt, als scheinbarer Leichtsinn; da nimmt sich schließlich wirklicher Leichtsinn unter einer ernsten Maske wohl besser aus. Nicht als ob ich dies bei dir wünschte! Aber das Dekorum ist so viel in der Welt, und dem, der öffentlich den Anstand wahrt, ist im Geheimen gar manches gestattet. Kleide also deine Bravheit nicht in ein frivoles Gewand. Wenn dich irgend eine Laune ankommt, so sprich mit mir erst darüber, damit ich den kleinen Excentricitäten, denen du dich hinzugeben Lust haben solltest, durch meine Gegenwart den schlimmen Stachel nehmen kann.“

Dieser vorsichtige und weise Rat mißfiel Lydia bei weitem mehr als seine Heftigkeit. Er bewies ihr, daß Raimond sehr rasch seine gewohnte Ruhe wiederzugewinnen im stande war, und daß sie die Macht nicht hatte, ihn in eine dauernde und tiefe Erregung zu versetzen. Sie mußte,

wie es schien, sehr weit gehen, um ihren Gatten ernstlich aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie hätte ihn, den sie haßte, so gern bei einer Schwäche ertappt, und irgend ein Charakterfehler an ihm hätte sie entzückt. Ohne daß sie es sich eingestand, imponierte er ihr durch seine Großmut, seine Festigkeit und Güte. Er war zu vollkommen; das störte sie in ihrem Grolle gegen ihn.

Nur durch den Tisch von ihm getrennt, saß sie ihm gegenüber und beobachtete ihn; und wie sie ihn so ruhig und harmlos sah, erfaßte sie namenlose Wut. Er war ein schöner Mann, wenn auch von etwas kaltem Aeußern. Welch Feuer loderte aber in seiner Seele, welch hingebende Zärtlichkeit! Jede Frau hätte sich glücklich geschätzt, von ihm geliebt zu werden. Er stand über all den andern Männern, und das gerade rechnete sie ihm als Verbrechen an. Wäre er abstoßend, unedel und feige gewesen, sie würde ihn weniger verabscheut haben. Sie fühlte, daß ihre Empfindungen gegen ihn eine Ungerechtigkeit waren, und dies reizte sie um so mehr. Sie war ihm über ihre eigne Infamie gram.

Was Raimond anbetraf, so fand er sein Leben nicht so, wie er es sich geträumt hatte. Im Grunde seines Herzens schlummerte eine Traurigkeit, die er, um Lydia nicht zu mißfallen, zu unterdrücken bestrebt war, die ihn aber, wenn er allein war, um so häufiger heimsuchte. Alles seit seiner Verheiratung war für ihn Enttäuschung gewesen, alles Bitterkeit und Unruhe. Er fühlte sich von seiner Frau nicht geliebt; er hatte sich in Geldspekulationen gestürzt, die, so sehr sie von Erfolg gekrönt waren, ihm doch Sorgen bereiteten. Und dann vor allem war er von Therese getrennt.

Seit sie den Entschluß gefaßt hatte, sich in ein Kloster zurückzuziehen, hatte Raimond es versucht, seine Jugendfreundin zu vergessen. Er hatte sich die besten Gründe für die Notwendigkeit zurechtgelegt, sie aus seinem Leben zu bannen, und doch hatte er sich nicht zu überzeugen vermocht. Wenn er sich sagte, daß Therese seiner Achtung unwürdig sei, erhob sich eine Stimme in ihm, die sie verteidigte. Wenn er sich vor sich selbst entschuldigte, weil er nie den Versuch machte, sie zu sehen, indem er als Motiv anführte,

daß er ja doch nur trübe Erinnerungen in ihr wecken würde, klagte ihn trotzdem sein Gewissen der Härte an. Seine Logik lautete: „Ich gehe nicht zu ihr, weil ich ihr wehe zu thun fürchte.“ Die innere Stimme entgegnete: „Du gehst nicht, weil dir in ihrer Gegenwart unbehaglich ist.“

Wohl war sie die Schuldige, und doch war er es, der eine Begegnung mit ihr fürchtete. Er hatte den Wunsch, sie aufzusuchen, und scheute zu gleicher Zeit davor zurück. Er kannte den Eingang des Hauses und die hohe Mauer, die den Garten umgibt, gar wohl. Zwanzigmal schon hatte er vor dem Portal gestanden und nicht den Mut gehabt, zu klingeln. Oft war er halbe Stunden lang vor dem Gebäude auf und ab gegangen und hatte das Läuten der Glocke gehört, die drin die Andachtsübungen regelte. Dann war er fortgegangen, ohne seinen Entschluß, sie zu besuchen, ausgeführt zu haben, und war mit geheimer Bitterkeit im Herzen, die er Lydias halber verbergen mußte, nach Hause zurückgekehrt. Einmal hatte er Bernheimer gefragt, ob er etwas von Therese wisse, und der Bankier hatte ihm geantwortet: „Selbstverständlich. Ich war diese Woche bei ihr. Es geht ihr gut. Sie fühlt sich ganz glücklich.“

Diese Versicherung hatte Raimond noch trauriger gestimmt. Glücklich? Wie war dies möglich? Hatte sie denn kein Herz, da sie nach so viel Unglück und Elend schon getröstet war? Oder hatte sie Bernheimer nicht die Wahrheit gesagt, der ja keine Ahnung davon haben konnte, wie es in der gequälten Seele der Novize aussah. Sollte sie ihm am Ende doch den wirklichen Grund ihres Entschlusses, ins Kloster zu gehen, anvertraut haben? Raimond mußte sich darüber Klarheit verschaffen und fragte deshalb den Bankier aus. Bernheimer setzte ihm mit erkünstelter Ruhe auseinander, daß sie ja immer schon diese Neigungen gehabt habe und ihnen schließlich nicht mehr habe widerstehen können. Samuel nützte sogar die Gelegenheit mit viel Geschick aus, ohne daß Ploërné etwas davon merkte, um den jungen Mann auszuholen und zu erfahren, welche Ursache sein Patenkind gehabt haben konnte, um sich in einem Kloster einzuschließen. Raimond ließ durchblicken, daß Fräulein Letour-

neur bittere Erfahrungen in ihrer Liebe gemacht haben müsse. Da dies schon zuvor Bernheimers Vermutung gewesen war, befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß Therese eine Neigung zu Ploërné im Herzen getragen habe, als dieser sich in Lydia verliebte.

Zu was sollte ihm aber diese kluge Auslegung der Thatsachen dienen, wenn er seinem Patenkind doch nicht helfen konnte? Ploërné war nun einmal Lydias Gatte, und Lydia beherrschte ihn vollständig. Er drängte also das, was er wußte, in einen Winkel seines Gehirns zurück, um es bei gegebener Gelegenheit wieder hervorzuholen. Er konnte nicht umhin, aufs tiefste zu bedauern, daß Raimonds Wahl auf Fräulein de Saint-Maurice gefallen war und daß er Thereses Liebe zurückgestoßen oder verkannt hatte. Therese war wie für Ploërné geschaffen; die andre dagegen, die schöne und alles besiegende Lydia, paßte nicht zu dem ruhigen, ernsten Mann, und in die gerade mußte er sich verlieben, während die andre abseits trauerte.

Bernheimers Gedankengang war: „Damit alles in Ordnung käme, müßte ich Raimond die Augen öffnen und Lydia ihre Freiheit wiedergeben können. Was wären doch Therese und Raimond glücklich miteinander, und wie könnte ich ganz Paris mit Lydia blenden . . . der kleinen Frau fehlen nur die Millionen, und die könnte ich ihr zu Füßen legen. An meiner Seite wäre sie, was sie sein möchte, mehr als Gräfin: Marquise, Herzogin, Fürstin! Man kennt ja die Macht des Geldes, und die Titel sind in Europa nicht gar zu teuer zu erkaufen. Aber all dies ist ja außer Frage, wenn nicht etwas Ungewöhnliches dazwischenkommt. Zweifellos werde ich durch die Dienste, die ich Lydia leiste, nach und nach ihre Gunst gewinnen. Was ist dies aber gegen die Befriedigung, sie offen vor der Welt die Meine nennen zu dürfen und sie mit dem Rahmen zu umgeben, der ihrer wert ist. Um dies zu erreichen, müßte es mir gelingen, das Hindernis zu beseitigen, das sich zwischen mir und ihr erhebt, und dies Hindernis ist ihr Gatte. In unsrem sozialen Staat gibt es nur zwei Dinge, die eine Frau von ihrem Mann befreien: den Tod oder die Scheidung. Raimond wird es

nicht einfallen, mir zu lieb zu sterben; er erfreut sich des besten Wohlbefindens und ist jünger als ich; höchst wahrscheinlich überlebt er mich. Bleibt also die Scheidung. Unter welchem Vorwand? Er vergöttert seine Frau. Freilich liebt sie ihn nicht. Das ist aber kein Grund für ihn, sich von ihr zu trennen. Im Gegenteil, wenn sie ihn hinterginge, und er sie dabei überraschte, ist er der Mann dazu, sie umzubringen, aber nicht, sie freizugeben. Ich mag also die Sache drehen und wenden, wie ich will, es nützt mir nichts."

Dies waren die Gedanken des unter dem Banne seiner Leidenschaft stehenden Mannes. Er hatte schon manch reizende Frau geliebt, aber keine je wie diese Kreolin. Man wußte, welche Tollheiten er für Charlotte Villeroy und Mrs. Olifaunt begangen hatte. Die Schauspielerin und die Fremde hatten ihn Unsummen gekostet, und mit Sélim Nuño hatte er sich der schönen Engländerin halber entzweit.

Die Finanzwelt erinnerte sich noch immer des Duells, das mit der Waffe des Geldes zwischen den beiden schlauen Brüdern an der Börse ausgefochten wurde. Alles, was spekulierte, zitterte damals vor den Kursschwankungen, die der wütende Kampf der beiden Männer verursachte, von denen einer den andern zu Grunde zu richten versuchte. Nuño war der vorsichtigere, aber Bernheimer der geschicktere gewesen. Einige Zeit hatte es den Anschein gehabt, als ob Sélim den Sieg davontragen sollte, da er die Bulgarische Anleihe, die sein Rivale ins Leben gerufen hatte, vom Erdboden verwischte, als sei es ein bloßes Sandkörnchen. Aber Samuel hatte wieder durch den Zusammenbruch des Benagoa die Oberhand gewonnen und schließlich waren die beiden Athleten unversehrt und mit gleichen Kräften aus dem Kampf hervorgegangen, während um sie herum zwanzig Coulissiers, fünfzig Winkelmakler und zweitausend Spekulanten, die aus den verschiedenen Stadien der Schlacht ihren Gewinn hatten ziehen wollen und die den Mut gehabt hatten, sich an den Operationen zu beteiligen, ruiniert und von der durch die beiden Finanzplaneten erzeugten Ebbe und Flut verschlungen worden waren.

Kurz, alles, was Bernheimer für diese Frauen empfunden

hatte, war nichts im Vergleich zu dem Gefühle, das ihm Lydia einflößte. Wenn er die Möglichkeiten, sie zu der Seinen zu machen, bei sich erwog, ging er nicht bis zu dem Gedanken eines Verbrechens; es hätte jedoch keines großen Anstoßes bedurft, um ihm ein Verbrechen, das ein andrer auf sich geladen und woraus er den Vorteil gezogen hätte, annehmbar erscheinen zu lassen. Wer aber sollte der andre sein? Der Unbekannte, der Zufall, irgend ein Roquière, gegen den der Gatte ausfällig wurde und der dann, beleidigt, den Ehemann ins Jenseits beförderte. Eine solche Lösung hatte aber etwas von einem Theatereffekt an sich, erinnerte an die Katastrophe im fünften Akt eines Dramas, oder die sensationellen Berichte der Tagesblätter, die nicht auf dem Boden des wirklichen Lebens stehen, und der praktische und nüchterne Bernheimer lachte sich selbst ob dieser Phantasieen aus.

Und trotzdem tauchten sie immer wieder in ihm auf. Sollte dies alles nicht dennoch möglich sein bei einer koketten Frau, einem kühnen Verehrer und einem eifersüchtigen Manne? Wie herrlich es wäre! Denn Lydia mußte dann einen Mann zurückweisen, der sich mit dem Blute ihres Gatten befleckt hatte, und hernach war es Bernheimers Aufgabe, die für einen Moment kompromittierte junge Frau wieder zu Ehren zu bringen. In diesem Zukunftsbilde war allerdings ein dunkler Fleck: der Verehrer, Roquière, der bestimmt war, mit seinem Schwerte den gordischen Knoten zu durchhauen. Es brauchte ja aber zwischen ihm und der Gräfin nichts weiter als der Schein vorzuliegen. Eine kleine belanglose Koketterie von ihrer Seite, gerade genug, um den Gatten aufzureizen und um Bernheimer von Nutzen zu sein. So malte sich der gute Mann die Dinge aus, wenn er nach einem opulenten Diner im Klub am Kamine saß und nur mit halbem Ohr dem Geklatsche der Anwesenden lauschte.

Er fühlte sich glücklich bei diesen erträumten Chimären, denen er kaum Gestalt zu geben wagte, und begnügte sich einstweilen mit der Rolle eines platonischen Anbeters. Er traf Madame de Ploërné täglich, entweder in Gesellschaft oder im Bois, oder er suchte sie bei sich zu Hause auf. Sie

behandelte ihn teils wie einen alten Onkel, teils wie einen Untergebenen, indem sie ihrer Herzlichkeit eine beträchtliche Dosis Grobheit beimengte. Wenn er zu ihr ins Zimmer trat, war ihr erstes Wort: „Wie stehen unsre Papiere?“ und wenn er eine immer befriedigend ausfallende Auskunft gab, belohnte sie ihn mit ein paar liebenswürdigen Phrasen, die ihn in den siebenten Himmel erhoben. Er beobachtete dann scharf, was um ihn her vorging, und prüfte die Fortschritte, welche die ständigen Gäste des Hauses in der Intimität der Gräfin allenfalls gemacht hatten, und voll Freude bemerkte er, daß keiner seinem Ziele näher gerückt war und allen mit derselben Freundlichkeit begegnet wurde. Ein einziger — Roquière — schien ihm kurze Zeit hindurch ernste Chancen gehabt zu haben, und gerade ihn sah man seit etwa vierzehn Tagen viel seltener in der Rue Rembrandt, als ob er, nachdem er alles aufgeboten hatte, um ihr zu gefallen, der Sache plötzlich müde geworden sei. Für dieses Fortbleiben Roquières, das dem Bankier solches Vergnügen bereitete, sollte Samuel indes bald eine Erklärung werden, die ihn wie ein Blitzstrahl traf.

Siebentes Kapitel.

Eines Nachmittags, gegen vier Uhr, als es schon dunkelte, kehrte Bernheimer von Passy zurück, wo er die Besitzung eines Freundes besucht hatte. Der Wagen des Bankiers fuhr des Glatteises halber nur langsam durch eine zwischen der Avenue Kleber und der Avenue Jena neu angelegte Straße, als er an der Ecke der Rue Lübeck aus einem fünfstockigen Hause eine sorgfältig verschleierte und mit einfacher Eleganz gekleidete Dame heraustreten sah. Sie eilte etwa zehn Schritte auf dem Trottoir hin und stieg dann in eine Droschke, die sofort abfuhr. Bernheimer hatte sich alles Blut zum Herzen gedrängt, denn er war überzeugt, daß die Dame keine andre als Lydia sei. Schon ließ er das Coupéfenster herab, um dem Kutscher zuzu-

rufen: „Folgen Sie der Droschke dort!“ als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, der Mann möchte sich seine Gedanken darüber machen.

Gleich kam er auf eine bessere Idee. Anstatt der Droschke nachzufahren, in der er Lydia vermutete, war es am Ende klüger, der Gräfin zuvorzukommen und sie in ihrem eigenen Hause zu erwarten. So konnte er sich denn überzeugen, ob sie in der That aus war, und konnte bei ihrer Rückkehr zugegen sein und ihre Toilette mit der jener Dame aus der Rue Lübeck vergleichen. Auf jeden Fall konnte er beobachten und fragen und Lydias Ahnungslosigkeit ausnützen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Dies war seiner Ansicht nach das beste, was er thun konnte, und er befahl daher dem Kutscher nach der Rue Rembrandt zu fahren. Die Droschke holperte noch immer vor ihnen her, in der Richtung nach den Champs-Elysées, und erst beim Arc de Triomphe verlor Bernheimer sie aus den Augen.

Nun hatte er Zeit, darüber nachzudenken, was ihn eigentlich so plötzlich veranlaßt hatte, der Dame, die er für Lydia hielt, folgen zu wollen. Was ging denn in ihm vor und woher rührte die plötzliche Aufregung, die ihm beim Anblick der eleganten Erscheinung und des leichten Ganges der Unbekannten so ohne Weiteres mit Bestimmtheit hatte annehmen lassen: „Es ist Lydia! Sie war bei ihrem Geliebten!“ Die Entdeckung war niederschmetternd für ihn. Kaum daß er sie hatte sehen können, und doch zweifelte er keinen Augenblick daran, daß es Lydia war und daß sie nur ein Liebensabenteuer in das fünfstockige Haus geführt haben konnte. Warum er dessen so sicher war, er hätte sich selbst keine Antwort darauf gewußt. Nichts bewies ihm, daß es sich um die Gräfin handelte, und selbst wenn sie es war, hatte er kein Recht, der Sache eine solche Auslegung zu geben. Alles war unsicher, alles ungerecht, wiederholte sich Samuel hundertmal, und doch blieb er überzeugt, daß er Lydia vor Augen gehabt hatte, und er hätte geschworen, daß sie nicht in dieses Haus ging, um Almosen zu spenden, es sei denn einem nach Liebe Dürstenden.

Bei diesem Gedanken bäumte sich alles in Bernheimer

auf und er warf sich rastlos von einer Ecke seines Wagens in die andre. Welche Entdeckung, und gerade in einem Moment, wo er geglaubt hatte, so ruhig sein zu dürfen! Und doch wieder, welch glücklicher Zufall, der gerade ihm dieses Geheimnis in die Hände spielte! Ei, wie schlau und geschickt sie war, die entzückende Gräfin, denn nichts in ihrem Auftreten hätte ihn dies vermuten lassen. Er hätte seinen Kopf gewettet, daß sie brav sei; ein wenig kokett, weiter nichts. Sie würde ja auch nicht die reizende Frau sein, die sie war, wenn sie sich nur immer ernst und zurückhaltend gezeigt hätte. Das allerdings aber hatte er nicht von ihr erwartet. „Mit wem?“ fragte er sich. Er riet nicht lange herum und steuerte gerade auf die Wahrheit los. Wenn ein Verhältnis zwischen Lydia und einem unter denen, die sie mit ihren Aufmerksamkeiten verfolgten, bestand, so deutete alles auf Roquière, vor allem sein auffallendes Wegbleiben in der letzten Zeit. Wenn er die junge Frau nicht mehr besuchte, so erklärte sich dies daraus, daß er sie anderswo heimlich traf. Und wie lange mochte dies schon sein? Seit jenem Nachmittage auf dem Eis. Es mußte stimmen, denn seither war Maurice nicht mehr in der Rue Rembrandt erschienen.

Der Gedanke, die Rolle des geprellten Alten zu spielen, brachte Bernheimer in helle Wut, und er ließ sich in seinem Wagen zu lauten Schimpfworten und Drohungen hinreißen. Welche Heuchelei und welche Ruchlosigkeit steckte hinter dieser Lydia! Nach all den Beweisen von Hingebung und Aufopferung seinerseits ihm das anzuthun! Wie konnte er sich nur an ihr rächen? Denn eine solche Kränkung still hinnehmen, das fiel ihm denn doch nicht ein; im Gegenteil, er wollte ihr seine Meinung recht deutlich sagen und ein für allemal mit ihr brechen. Dann konnte sie sich ja einen andern Bernheimer suchen, der ihr Geld in solcher Weise anlegte und es ihr mit vierzig Prozent verzinste!

Doch plötzlich beruhigte er sich, denn der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, daß wenn sie schon einmal einen Geliebten hatte, es nicht unmöglich wäre, daß sie auch diesen, und zwar mit ihm, betröge. Das Schwerste war stets der erste Sieg über den Gatten; war diese Grenze einmal

überschritten, dann war alles viel leichter. „Ja," schloß Bernheimer, „erst einen Geliebten aus Leidenschaft, dann einen zweiten aus Eigennutz, und dieser zweite werde ich sein. Die Leidenschaft verraucht, der Eigennutz besteht fort, und bei diesem Punkte werde ich sie fassen. Genau besehen, bin ich recht albern, mich so aufzuregen, als ob sie mich hintergangen hätte. Sie hat im Grunde genommen doch nur meinen Hoffnungen einen Stoß versetzt und meine Lage ist dieselbe geblieben. Was sage ich? Sie hat sich eher verbessert!"

Der Wagen hielt jetzt vor der Thüre der Villa; Bernheimer sprang rasch aufs Trottoir und trat ein. Im Vestibül kam ihm ein Diener entgegen.

„Ist die Frau Gräfin zu Hause?" fragte der Bankier.

Er erhielt die Antwort, daß die Frau Gräfin ausgegangen sei, gegen fünf Uhr aber zurück sein wollte. Ob der Herr nicht warten wolle? Samuel hätte sich gern danach erkundigt, um wieviel Uhr Lydia das Haus verlassen, ob sie den Wagen benutzt und was für eine Toilette sie angehabt habe. Er brachte es jedoch nicht über sich, den Diener auszufragen. Wenn es wenigstens eine der Kammerjungfern gewesen wäre. Frauen sind mitteilsamer, leichter zu bestechen und doch wieder verschwiegener als Männer. So mußte sich der Bankier mit der Mitteilung genügen lassen, daß Lydia aus war. Er ging in den Salon. Hier in dem eleganten Rahmen, wo er sie zu sehen gewohnt war, wo alles von ihr sprach, wo ihr Lieblingsparfüm den Möbelstoffen entströmte und an ihre Gegenwart gemahnte, wollte sein Optimismus nicht mehr Stich halten und er litt unsäglich unter dem Gedanken, daß ein andrer sie besaß. Rastlos schritt er im Zimmer auf und nieder und wütete gegen die Schlechtigkeit dieser Welt im allgemeinen und insbesondere gegen den Dummkopf von Gatten, der seine Frau ruhig in ihr Verderben rennen ließ. In dem Augenblick, wo er Ploërné zu allen Teufeln wünschte, wurde die Thüre geöffnet, und Raimond trat ahnungslos und liebenswürdig auf den Bankier zu: „Man teilt mir soeben mit, daß Sie die Gräfin erwarten. . . . Ich war in meinem Arbeitszimmer und komme, um Ihnen Gesellschaft zu leisten."

Erst freute sich Bernheimer, als sich Raimond neben ihn setzte, denn was er den Diener nicht zu fragen gewagt hatte, konnte er aus Raimond herauslocken. Er steuerte auch sofort auf sein Thema los, mußte sich aber bald klar machen, daß wenn man über eine Frau Aufschluß haben will, man sich nicht an ihren Gatten wenden darf. Raimond antwortete auf die in geschickter Weise gestellten Fragen des Bankiers so unbefriedigend wie möglich. Lydia sei nach dem Lunch ausgegangen, in die Sitzung eines Wohlthätigkeitsvereins, der in dem Saale Albert-le-Grand einen Bazar zum besten der Armen vorbereite. Den Wagen habe sie wahrscheinlich benützt, behaupten könne er es jedoch nicht. Und anstatt zu erzählen, was Samuel vor allem zu wissen verlangte, zog ihn Raimond in ein Gespräch über das Comptoir Français. Die Gesellschaft, die nun vollständig im Gange war, hatte in ihrem Verwaltungsrat Veränderungen vorgenommen und an Stelle der professionellen Financiers Leute aus der vornehmen Welt gesetzt. Welche Tragweite dieser Schritt für die Zukunft der Bank haben könnte, fragte Raimond. Und der Bankier, der seinen Aerger in sich hineinfraß, mußte nun dem Grafen ausführlich die Gründe erklären, die zu dieser neuen Einrichtung veranlaßt hatten. Nach dem Erfolg, mit dem das Comptoir Français seine Existenz begonnen hatte, hielt man es für nötig, durch eine ausschließlich aristokratische Zusammensetzung des Verwaltungsrats die Richtung des Unternehmens ganz besonders zu betonen. Diese Vereinigung von Marquis, Fürsten und Herzögen an der Spitze des Comptoirs verleihe der Sache erst ihren eigentlichen Charakter.

Samuel sprach, ohne an das zu denken, was er sagte; er hatte es darin zu einer wahren Virtuosität gebracht; und während er die Sätze aneinanderreihte — Mausefallen für Aktionäre — dachte er: „Warum kommt sie denn nicht? Wohin kann sie noch gegangen sein? Was treibt sie? Selbst wenn ich annehme, daß mein Pferd ihren Droschkengaul um eine Viertelstunde überholt hat, müßte sie jetzt da sein. Ueberdies ist es die Stunde, wo sie täglich Besuche empfängt.“

Ploërné verbiß sich immer mehr in das Thema der

Bankangelegenheiten und es war das reine Wunder, daß Bernheimer nicht mit dem Thema Lydia antwortete. Endlich um halb sechs Uhr vernahm er einen leichten Schritt, und die Gräfin erschien. Bernheimer, der sie fast mit den Augen verschlang und den Atem vor Erregung anhielt, empfand eine furchtbare Enttäuschung bei ihrem Anblick. Lydia hatte ihre Straßentoilette mit einem reizenden Hauskleid vertauscht. Die Fassungslosigkeit Bernheimers war so auffallend, daß Lydia sie unmöglich nicht bemerken konnte. Nachdem sie Raimond zugenickt hatte, begrüßte sie den Bankier.

„Was ist denn geschehen, lieber Freund? Sie machten ein so eigentümliches Gesicht, als Sie mich kommen sahen, daß ich fast glauben muß, Sie haben jemand anders als mich erwartet. Da liegt mein Schlafzimmer und durch jene Thüre kann niemand außer mir oder meinem Manne hereintreten.“

Er nickte kurz und nicht gerade höflich mit dem Kopfe und blieb so mürrisch und unfreundlich, daß Lydia Verdacht schöpfte. Da bald Besuch kam, mit dem sich Raimond beschäftigte, benützte sie die Gelegenheit, um Samuel beiseite zu ziehen. Das geheimnisvolle Gezischel zwischen der Gräfin und dem Bankier war man so gewohnt, daß es niemand einfiel, sich darüber zu verwundern. Sie hatten täglich mindestens eine Viertelstunde lang miteinander zu verhandeln. Die junge Frau nannte es scherzend „Bernheimer die Beichte abnehmen“. Während dieser kurzen Unterredungen ließ sich Lydia gründlich über den Stand der Börse unterrichten und war dadurch in der Lage, ihrem Gatten Ratschläge zu erteilen, die bisher stets glücklich für ihn ausgefallen waren.

Gerade jetzt interessierten sie sich aber beide weder für das Steigen noch Fallen der Kurse und Bernheimer zitterte vor verhaltener Erregung, als sie ihn neben sich auf einem kleinen Sofa in einer Ecke des Salons zum Sitzen einlud. Sie waren genügend von den andern entfernt, um sich, wenn sie nicht allzulaut sprachen, ungestört miteinander unterhalten zu können.

„Na, was gibt es denn nur, mein bester Sam?“ fragte Madame de Ploërné noch einmal neugierig. „Sie sehen ja ganz verzweifelt aus.“

„Ich habe auch allen Grund dazu!“ entgegnete der Bankier mit zitternder Stimme.

„Was ist denn so Schreckliches geschehen? Steht es schlecht mit dem Comptoir?“

„Ach was, das Comptoir? Wenn es weiter nichts wäre!“

„Weiter nichts! Sie haben gut reden!“

„Ja, gut reden! Ich spreche als ein Mann, der sein halbes Vermögen für die Gewißheit hingeben wollte, daß sein Verdacht falsch ist.“

„Die Hälfte Ihres Vermögens? Wollen Sie das Geschäft mit mir machen?“ fragte Lydia lachend, trotzdem es ihr unbehaglich zu werden anfing. „Bin ich vielleicht einigermaßen in der Lage, Ihnen über Ihre Zweifel hinwegzuhelfen?“

„Sie sind es nicht nur einigermaßen, sondern vollständig.“

„Das ist wenigstens deutlich. Also um was handelt es sich?“

„Um das, was Sie vor etwa einer Stunde in der Rue Lübeck zu suchen hatten.“

Bernheimer hatte sehr leise und mit finsterer Miene gesprochen; aber Lydia sah ihm mit einem klaren, unschuldigen Blick in die Augen, und ohne die geringste Erregung in den Zügen, ohne im mindesten erschreckt zu scheinen, sagte sie: „Rue Lübeck? Wie kommen Sie auf die Rue Lübeck?“

„Behaupten Sie etwa, daß Sie nie dagewesen sind?“ fragte der Bankier verwirrt.

„Nie, mein Bester,“ antwortete sie ruhig.

Er beobachtete sie aufmerksam. Als gewiegter Pariser verstand er sich auf Lügen, hatte er sie doch schon in allen Variationen mitanhören müssen und war nicht leicht zu täuschen.

„Entweder habe ich mich geirrt, oder sie ist von einer Schlauheit, von der ich bisher keine Ahnung hatte,“ dachte er. Und laut fügte er hinzu: „Sie sind heute bei Einbruch der Dunkelheit nicht aus einem Eckhaus der Rue Lübeck herausgekommen?“

„Nein, mein bester Sam. Was sollte ich denn da thun?“

„Almosen spenden,“ sagte er kurz und rauh.

„Das habe ich auch gewissermaßen gethan," erwiderte sie, ohne sich außer Fassung bringen zu lassen, „da ich den ganzen Nachmittag in einer Sitzung der ‚Gesellschaft für arme Mütter' verbrachte."

„So!" sagte der Bankier gedehnt.

Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf, daß er ja die Präsidentin des Vereins, in dem Lydia gewesen zu sein vorgab, genau kannte, die Fürstin Stollberg. Er wußte, daß er die vornehme Dame im Théâtre Français treffen würde, da sie nie die Dienstagsvorstellungen versäumte. In drei Minuten hatte er dann die Wahrheit heraus. Wenn Lydia wirklich den Nachmittag in der Komiteesitzung gewesen war, dann hatten ihn seine Augen getäuscht, und die junge Frau belog ihn nicht. Er brach darum die so erregt begonnene Unterhaltung mit Lydia nach ein paar gleichgültigen Worten ab, schüttelte Raimond die Hand und entfernte sich.

Am Abend begab er sich während eines Zwischenakts in die Loge der Fürstin Stollberg und erhielt von ihr ohne weiteres Auskunft über den Verein, der ihr so sehr am Herzen lag. Er nahm ihr für fünfundzwanzig Louisdor Tombolalose ab und erfuhr, daß die „entzückende kleine Ploërné", die so viel in der Sache that, der Sitzung am Nachmittag beigewohnt hatte.

Oft erweckt eine zu genaue Uebereinstimmung der Thatsachen erst recht Mißtrauen. Trotz des Beweises, daß Lydia nicht in dem verdächtigen Stadtviertel gewesen war, konnte sich der Bankier nicht beruhigen. Er hatte die Ueberzeugung, daß die junge Frau es sehr geschickt verstand, ihre geheimen Gänge zu maskieren, und dachte sich, daß eben die Augen der guten Fürstin weniger klar sehen, als die eines verliebten und eifersüchtigen Bernheimer. Die ganze Nacht grübelte er über die Sache nach, stand wie zerschlagen auf und sagte sich schließlich: „Sollte ich mir auf meine alten Tage auch noch das Schlafen abgewöhnen? Das ist ja das reine Gift für den Menschen! Ich muß dieser Ungewißheit ein für allemal ein Ende machen und die Geschichte ins klare bringen." Er ging in sein Arbeitszimmer, klingelte und gab den Befehl, Herrn Bricolier zu ihm zu bitten. Nach Ausführung dieses

Entschlusses wurde er ruhiger, trank eine Tasse Thee und las seine Zeitung.

Es war gegen Mittag, als sein journalistischer Sekretär bei ihm eintrat. Bricolier war sehr elegant gekleidet und frisiert, als ob er eben aus den Händen eines Friseurs hervorgegangen wäre, und Bernheimer betrachtete ihn wohlgefällig, denn er liebte das und behauptete, daß das Aeußere eines Menschen den größten Teil zu seinem Erfolg beitrage.

„Was gibt es heute neues, Bricolier?“ fragte er, indem er dem jungen Mann einen Stuhl anbot.

„Daß Jean Berneret gestorben ist . . . der Maler . . . die beiden Bilder, die Sie von ihm besitzen, sind so auf einmal das doppelte wert geworden, da er keine neuen mehr malen kann. . . . Dann erzählt man sich eine pikante Geschichte von Madame de Trémières, die ihr Gatte auf frischer That mit Carcenis ertappte. . . . Weiter weiß man, daß Graf Perekin die Sophie Viroflay im Stich gelassen hat. . . . Der gute Mingrelier ist nach Odessa abgereist . . . da gibt es für sie keine Rubel mehr, nicht einmal papierene!“

Zu jeder andern Zeit würde Samuel das Abenteuer der schönen Viroflay gewaltig interessiert haben, da er einmal eine bedenkliche Schwäche für sie gehabt hatte; jetzt aber hörte er kaum zu. Der Journalist, der seinen Chef mit seinen Klatschereien meist zu zerstreuen verstand, bemerkte sofort, daß er diesmal nicht das Rechte traf.

„Steht es vielleicht heute schlecht an der Börse?“ fragte er, indem er sein Gesicht in ernste Falten legte.

„Durchaus nicht,“ erwiderte Bernheimer ausweichend. Dann, nachdem er noch eine Weile gezögert hatte, brachte er das Gespräch auf den Gegenstand, der ihn so vollständig beherrschte.

„Sagen Sie mal, Bricolier, haben Sie vielleicht einen intelligenten und zuverlässigen Menschen an der Hand, dem ich einen sehr wichtigen Auftrag anvertrauen könnte, einen Auftrag von delikatester Natur?“

Der Sekretär betrachtete seinen Chef neugierig, da er ihn selten so erregt gesehen hatt. Er kannte ihn durch und durch, und in einem Flüstertone, als ob von einem

Staatsgeheimnis die Rede wäre, fragte er: „Es handelt sich wohl um eine Damenangelegenheit?“

„Ganz richtig ... die mich aber nicht direkt betrifft,“ fügte der Bankier rasch hinzu.

„Als ob dir dann so unbehaglich in deiner Haut wäre!“ dachte der Journalist. Laut wiederholte er: „So, so ... um eine Damenangelegenheit ... das ist allerdings delikater Natur. Unter unsern Agenten haben wir einen gewissen Baroquet, der damals die von der englischen Diebsbande gestohlenen Wertpapiere so geschickt wieder herbeischaffte. ... Sie erinnern sich seiner gewiß ... Sie überließen ihn dann den Goldschmidts ...“

„Ja wohl. ... Der ist nur so schwerfällig ... glauben Sie, man kann ihm gewisse Dinge anvertrauen? ... Das Glück eines meiner besten Freunde steht auf dem Spiel.“

„Ach, also eine verheiratete Frau!“

„Nein,“ rief Bernheimer erschreckt aus ... „seine Geliebte, die ihn hintergeht. ... Man darf keine Anhaltspunkte geben ... höchstens den Namen des Mannes nennen, der im Verdacht steht, von ihr begünstigt zu werden.“

„Durch den Geliebten hätte man die Frau auch schnell heraus. ... Wenn Sie dies vermeiden wollen, ist es in der That kaum möglich, Baroquet mit der Sache zu betrauen. Er könnte irgendwie die Aufmerksamkeit erregen, ohne selbst etwas in Erfahrung zu bringen, oder könnte einen Skandal herbeiführen, namentlich wenn der betreffende Herr, in dessen Interesse Sie handeln, ein Hitzkopf wäre.“

Samuel, der mit ausgestreckten Beinen in seinem Fauteuil lag und nach der Decke blickte, schien in tiefes Nachdenken versunken; er verlor jedoch keine Silbe von dem, was sein Vertrauter ihm sagte. Dieser versuchte vergebens, die undurchdringlichen Züge seines Herrn zu erforschen.

„Wenn Sie mir nur eine einzige bestimmtere Angabe machen wollten, dann könnte ich Ihnen eher raten, was sich thun läßt. ... Könnten Sie mir nicht den Namen dessen nennen, der beobachtet werden soll?“

Samuel rührte sich nicht. Er war immer noch eingehend mit der Musterung des Plafonds beschäftigt, aber von seinen Lippen fiel der Name: „Roquière ...“

„Roquière?" wiederholte Bricolier ruhig. „Dann muß man die Rue Lübeck ins Auge fassen."

Jetzt aber sprang Bernheimer auf. Seine Augen flammten und sein Gesicht wurde dunkelrot, während er nach dem Arme Bricoliers griff und ihn heftig schüttelte.

„Rue Lübeck? Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß gar manches," erwiderte der Journalist lachend. „Was nun Roquière anbelangt, so bin ich genau darüber unterrichtet, daß er Zimmer in Nr. 17 der betreffenden Straße hat. Glauben Sie ja nicht an eine Hexerei; ich erfuhr es durch einen Zufall. Eine kleine Freundin von mir wohnt in dem Hause, Thür an Thür mit dem Liebesnest des Marquis. Ich für meinen Teil lasse mich für die Frauen nicht aus meiner gewohnten Ordnung bringen; sie kommen zu mir. Ich würde also keine Ahnung von der interessanten Nachbarschaft gehabt haben, wenn die Kleine mir nicht neulich im Theater Roquière mit den Worten gezeigt hätte: ‚Der dort hat auf derselben Etage mit mir Zimmer, wo er seine Geliebte empfängt ...' Wenn also der zu Beobachtende Roquière ist, so muß sich die Dame in die Rue Lübeck zu ihm begeben, und dem ist wohl auch so, sonst wären Sie bei Nennung des Straßennamens nicht so außer Fassung geraten."

„Es ist in der That ein sonderbarer Zufall," sagte Bernheimer mit Nachdruck.

„Ein Fingerzeig der Vorsehung!"

„Wann hat sich Roquière in dem Hause eingemietet?"

„Vor ungefähr drei Wochen; aber vierzehn Tage lang blieb er aus. Erst seit acht Tagen kommt er."

„Jeden Tag?" fragte Bernheimer erregt.

„Das weiß ich nicht," antwortete Bricolier ernst und ohne zu lachen, da er jetzt nicht mehr daran zweifelte, daß Samuel in seinem eigenen Interesse diese Nachforschungen anstellte und daß der Freund, dessen Ehre bedroht sein sollte, ihm nicht halb so lieb war, als er sich selbst.

„Sie merken jedenfalls, Bricolier, daß eine Ueberwachung nun unnötig ist ... denn durch Sie weiß ich jetzt,

was ich wissen wollte. Was noch zu thun ist, kann nur von uns gethan werden."

„Ah so. ... Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?"

„Sie sind aber heute schwer von Begriff!" rief Bernheimer aus. „Sie haben ein Mädchen Thür an Thür mit dem Nest, das ich beobachten will, und Sie fragen mich noch, ob Sie mir helfen können. Selbstverständlich; nur Sie. Ist Ihre kleine Freundin intelligent?"

„Sehr."

„Verschwiegen?"

„Sie liebt mich."

Bernheimer betrachtete seinen Sekretär fast mit Bewunderung. Er beneidete ihn um seine jugendliche Selbstgefälligkeit. Was würde er darum gegeben haben, wenn er es hätte wagen können, so von Lydia zu reden, wie Bricolier von seiner Geliebten! Es war wohl kaum anzunehmen, daß sie ihn je lieben würde. Vorderhand wenigstens suchte er verzweifelt nach den Beweisen, daß sie einen andern liebte.

„Also, mein Bester, Sie werden die Güte haben und Ihre Freundin mit ein paar Zeilen zu sich einzuladen und sie zu bitten, von heute ab die Augen offen zu halten und auf alles, was sich in der Rue Lübeck in der Wohnung neben ihr abspielt, genau zu achten. Die Frauen sind viel schlauer als wir. Sagen Sie ihr aber ja nicht zu viel; sie wird immer noch genug erraten. Vor allem nennen Sie keine Namen. Was ich wissen will, ist nur, ob die Dame, die zu Roquière kam, noch immer kommt und zu welcher Stunde und an welchem Tage. Wenn Sie mir darüber berichtet haben werden, will ich ... nein, nehmen Sie gleich hundert Louisdor aus der Kasse und kaufen Sie Ihrer Freundin ein Armband dafür ..."

„Das wäre ganz falsch," unterbrach ihn Bricolier. „Da bildet sie sich womöglich ein, es handle sich um den Schah von Persien oder um einen russischen Großfürsten. Wenn Sie erlauben, werde ich ihr einfach das Geld geben."

„Machen Sie das ganz, wie Sie es für richtig halten; wenn Sie nur Ihren Zweck erreichen."

Bricolier verbeugte sich und ging.

Während Samuel, außer sich bei dem Gedanken, daß Lydia mit Roquière ein Verhältnis unterhielt, der hübschen Gräfin eine Falle legte, führte der Zufall Raimond mit Therese zusammen. Der Wohlthätigkeitsbazar, den die Fürstin Stollberg mit so viel Geschick veranstaltete, fand in dem Saale Albert-le-Grand statt, nachdem zuvor an ganz Paris gedruckte Einladungskarten ergangen waren mit der Randbemerkung: „Von Madame X., die auch für die kleinste Gabe dankbar sein wird.“ Unter diesen Damen X. prangte vor allem der Name der Gräfin Ploërné, und Bernheimer hatte von ihr, zugleich mit Roquière, eine Aufforderung zum Besuch des Bazars erhalten. Am Abend vor der Eröffnung, gegen fünf Uhr, hatte Bernheimer seiner Angebeteten einen Besuch abgestattet und sie in großer Aufregung angetroffen.

„Sie wissen doch, daß ich morgen mitverkaufe,“ begann sie eifrig. „Ich soll die Bude mit Bürsten und Besen übernehmen. Wie Sie sich denken können, paßt mir dies nicht sehr und ich beschwerte mich auch gleich. Warum überläßt man die Bonbons Madame de Bligny, den Champagner Madame Trésorier, die Puppen Madame de Fontenay und nicht mir? Bürsten und Besen, wirklich etwas Nettes! Und was gibt mir die Fürstin zur Antwort? ‚Gerade weil diese Dinge schwer loszuschlagen sind, hat man Sie Ihnen zuerteilt. Die andern Damen könnten damit nichts machen; Sie aber werden mit Leichtigkeit die Borsten in Gold umsetzen. In unsrem Verein ist es Sitte, die unangenehmste Arbeit den hübschesten und liebenswürdigsten Damen zu übergeben.‘ Was sollte ich darauf antworten? Da müssen nun eben meine Freunde herhalten und ihr Portemonnaie aufthun, denn ich will meine Besen verkaufen, als wären sie mit Brillanten übersät. Also, mein lieber Sam, seien Sie vorbereitet.“

Sam war vorbereitet und ging auf alles ein, was sie verlangte. Wenn es ihr Lorbeeren eintrug, wollte er ihren Vorrat viermal aufkaufen und ein fünftes Mal zur Verfügung stellen.

Der Wohlthätigkeitsbazar in dem Saale Albert-le-Grand unter Leitung der einflußreichsten und vornehmsten Damen aus der Pariser Gesellschaft erfreute sich eines ungeheuren Zuspruchs. Die Buden, in denen die hohen Verkäuferinnen ihre Waren feilboten, waren auf das Eleganteste ausgestattet, denn die freigebigen Besucher durften nicht durch einen nüchternen Anblick mißgestimmt werden.

Am Eröffnungstage hätte man sich auf einem Jahrmarkt glauben können, so bunt sah es in dem Saale aus. Zwischen grünen Blattpflanzen und von der Decke herabhängenden Fähnchen waren die Waren in reizendem Durcheinander und mit einem Geschmack ausgelegt, wie er nur einer Dame von Welt zur Verfügung steht. In der Porzellanbude glänzte und schillerte es von künstlerisch schön bemalten Majoliken. Bei den Lederwaren war alles zu haben, was die moderne Industrie an Phantasiestücken auf den Markt bringt: Photographierahmen, Schreibmappen, Portemonnaies, Brieftaschen, Visitenkartentäschchen, Serviettenringe in rot, braun, schwarz, gelb; alle Farben waren vertreten und auch der greuliche Juchtenledergeruch fehlte nicht. Daneben hingen in wohlgeordneten Reihen Kindersachen für die Armen: Trikotwestchen, wollene Unterröcke, gestrickte Mützchen und mit rosa- und blauseidenen Bändchen durchzogene Unterjäckchen. Und ganz unten im Saal stand der Schänktisch, wo das Glas Champagner von fünf Franken bis zu fünf Louisdor kostete, je nach dem Belieben des großmütigen Trinkers. Aus den Spielwarenbuden erklang das Kreischen der Blechtrompeten und das Gequickse der Automatengruppen. Bei den Schreibmaterialien lagen weiße Bogen mit fliegenden Schwälbchen, die in ihrem Schnabel einen Brief davontrugen, zwischen Stößen von Geschäftsbüchern, unverschüttbaren Tintenfässern, Federn, die drei Wochen lang ohne frische Tinte vorhielten, Taschenmessern, Radiermessern, Schreibmaschinen und Kopierpressen. Kurz alles, was es an zerbrechlichen und unzerbrechlichen, nützlichen und unnützlichen Dingen gibt, war da vom Boden bis zur Decke aufgespeichert und wurde so teuer als möglich verkauft. Und inmitten dieses seltsamen Durcheinanders

der denkbar verschiedenartigsten Artikel standen die Damen in großer Toilette, mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln um die Lippen, dem strahlendsten Blick in den Augen und kokettierten zum Wohle der Armen und kompromittierten sich um unsres lieben Herrgotts willen. Ernst und schweigsam, in schwarzem Kleide und weißer Haube, bewegten sich durch das Gewühl hindurch die Gestalten der Klosterfrauen, die Almosenverwalterinnen des Wohlthätigkeitswerkes, zu dessen Gunsten der Bazar veranstaltet worden war.

Der Verkauf verlief brillant, und man drängte sich in dem großen Saale wie an einem Ausstellungstage im Louvre oder Bon-Marché. Schon waren die gangbarsten Artikel vergriffen, denn die Berechnung in der menschlichen Natur fehlt nie; selbst da, wo man um des Mitleids willen kauft, muß wenigstens so praktisch als möglich gewählt werden. Schon klapperte es in den Kassen vielverheißend von Goldstücken. Schon war die Besen- und Bürstenbude der reizenden Gräfin Ploërné fast leer, und Bernheimer erstand eben noch den kleinen Federwisch, mit dem die Gräfin ihre Waren abgestäubt hatte, für fünfhundert Franken.

Betäubender Lärm herrschte. Alles schrie durcheinander, die Verkäuferinnen und die Käufer; es war kaum durch die Menschenmenge durchzukommen. Roquière hatte, nach einem Aufenthalt von fünf Minuten bei den Bürsten, einem Aufenthalt, der seinem Geldbeutel sehr nahe ging, Ploërné wie einen Retter aus den Händen der Gräfin begrüßt. Es war gegen fünf Uhr; draußen regnete es in Strömen, und nachdem Raimond lange an der Seite seiner Frau verweilt hatte, zog er sich in eine ferne Ecke des Saales zurück, die als Vorratsraum für die jetzt weggeholten Waren gedient hatte.

Abseits auf einer Bank saßen zwei Klosterfrauen und warteten das Ende des Verkaufes ab. Sie sprachen miteinander, das Gesicht zu Boden geneigt und ohne auf das Getriebe um sie her zu achten. Die großen Flügelhauben verbargen ihre Züge. Die eine trug das blaue Band der Novizen ihres Ordens; die andre und ältere blätterte aufmerksam in einem Verzeichnis. Ploërné war näher getreten; im selben Moment hob die Novize ihren Kopf, und

fast fassungslos erkannte der Graf Therese. Als sie ihn erblickte, sprang sie hastig auf. Ihre Begleiterin schaute sie erstaunt an. Da sagte das junge Mädchen, indem sie der peinlichen Situation ein Ende machte, mit ruhiger Stimme:

„Der Herr ist ein Verwandter von mir, Schwester Marie; darf ich einen Augenblick mit ihm sprechen?“

„Gewiß, mein Kind.“

Therese that ein paar Schritte auf Raimond zu, der blaß und stumm vor ihr stehen geblieben war. Das Herz krampfte sich ihm zusammen, als er das einst so verwöhnte, sorglose und glückliche junge Mädchen in dem groben Wollkleid mit der weißen Haube vor sich sah. Er versuchte in ihrem Antlitz zu lesen, was in ihr vorging. Doch fast mußte er annehmen, daß sie das heilige Gewand, das sie trug, vor jeder weltlichen Empfindung schützte, so ruhig schien sie mit dem etwas traurigen Lächeln um den Mund, dem klaren Blick ihrer schönen Augen und den offenen Zügen, die sich so schlecht mit ihrem Fehltritt vereinen ließen. Hätte Raimond aber ihre Hände angefaßt, er würde sie so kalt wie Eis gefunden haben. Minuten waren schon verstrichen, und noch immer hatten sie kein Wort miteinander gewechselt. Raimond konnte dieses Schweigen, in dem sich all die schmerzlichen Erinnerungen zusammendrängten, nicht länger ertragen.

„Ich hatte keine Ahnung, daß ich Sie hier treffen würde, Therese,“ begann er, indem er sich bemühte, seiner vor Erregung zitternden Stimme mehr Festigkeit zu geben. Zum erstenmal redete er sie mit „Sie“ an. War es die Achtung vor ihrem heiligen Gewande? Oder that er es nicht vielmehr, weil er herausfühlte, daß zwischen ihr und ihm keine Vertraulichkeit mehr bestehen konnte?

Sie schwieg, und er fuhr fort: „Lydia ist hier. Sie haben sie wohl bemerkt?“

Sie nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „Ja, ich habe sie von weitem gesehen.“

„Haben Sie denn nicht mit ihr gesprochen?“

„Nein.“

„Warum nicht? Ich bin überzeugt, sie hätte sich sehr darüber gefreut.“

Therese preßte die Lippen übereinander, als wolle sie eine Antwort zurückdrängen, und den Blick zur Seite wendend, entgegnete sie mit erkünstelter Gleichgültigkeit: „Sie ist so sehr in Anspruch genommen, daß ich fürchten würde, sie zu stören.“

Raimond schwieg eine Weile still. Die ganze Haltung des jungen Mädchens verwirrte und beunruhigte ihn. Er fühlte dunkel, daß sie eigentlich die Verlegenere hätte sein müssen, und doch war sie gefaßter als er. Schon früher hatte er diesen Eindruck gehabt, der solch furchtbare Zweifel in ihm wachrief.

Mit Bitterkeit im Tone sagte er endlich: „Steht denn Ihrem Herzen die, welche früher wie eine Schwester mit Ihnen lebte, jetzt so fern, daß Sie Ihr Verhalten so peinlich abwägen? Haben sich Ihre Gefühle für sie denn verändert?“

Ein leichtes Rot färbte die Wangen des jungen Mädchens, als sie kurz erwiderte: „Sie sind noch dieselben wie früher.“

Diese Antwort schien Raimond so zweideutig, daß er sich mehr Klarheit verschaffen wollte. Er sah ihr forschend ins Gesicht, als er fragte: „Dann ist es Ihnen gewiß eine große Genugthuung, Lydia glücklich zu wissen?“

„Ich bete täglich inbrünstig zu Gott, daß Sie es beide sein möchten.“

Sie blieb kühl und gelassen. Raimond wagte nicht weiter in sie zu dringen, und mit schwerem Herzen, denn er ahnte hinter ihren Worten Dinge, die sie verschweigen wollte, erkundigte er sich: „Und Sie, Therese, sind Sie glücklich?“

„Sehr glücklich.“

„Darf ich Sie bald einmal mit Lydia im Kloster besuchen?“

„Ich danke Ihnen für die freundliche Absicht. Aber ich möchte lieber, daß Sie mich in meiner Zurückgezogenheit nicht stören.“

„Sie sind ja doch ohnehin nicht ganz aus der Welt geschieden, da ich Sie heute hier treffe.“

„Ich erfülle einen Auftrag, der mir erteilt worden

ist. Es ist dies seit einem Jahr das erste Mal, daß ich das Kloster verlasse, und es wird auch das letzte Mal sein."

„Dann werden Sie also für uns, die wir Sie so lieb haben, ganz verloren sein?"

„Tot."

„Lieben Sie uns denn nicht mehr, Therese?"

„Ich liebe nur noch Gott."

Therese hatte diese Antwort fest, fast heftig gegeben, und sie seufzte erleichtert auf, als sei sie froh, damit das letzte Band, das zwischen ihr und ihrer Familie bestand, zerrissen zu haben.

Raimond erblaßte: „Man könnte fast glauben, Sie haßten uns."

„Lesen Sie nicht mehr aus meinen Worten heraus, als sie bedeuten," erwiderte Therese sanft. „Sie wissen wohl, daß ich Sie nicht hasse."

War es Zufall, daß sie so antwortete und nur von ihm sprach? Ihn haßte sie nicht, aber Lydia? ... Und warum denn Lydia? ... Der Graf litt furchtbar, und seine Befürchtungen spiegelten sich so deutlich auf seinem Gesichte wieder, daß Therese Mitleid mit ihm empfand. Ihr Groll war wie weggeblasen, und nur noch Nachsicht und Milde bewegten ihre reine Seele. Sie legte ihre Hand leicht auf Raimonds Arm, indem sie sagte: „Bewahren Sie sich den Frieden ihrer Seele und genießen Sie Ihr Glück. Leben Sie wohl, Raimond, und seien Sie überzeugt, daß ich weder Lydia noch Sie in meinen Gebeten vergessen werde."

Darauf grüßte sie ihn mit einem ernsten Neigen ihres Kopfes und kehrte zu ihrer Begleiterin zurück. Raimond wagte nicht, ihr zu folgen. Er konnte sich über seine Empfindungen in jenem Momente keine Rechenschaft ablegen; er wußte nur, daß alles in ihm aufgewühlt war. Während er seiner Erregung Herr zu werden versuchte, nahm er sich vor, gar nicht über den Sin'n von Thereses Worten nachzugrübeln, und wandte seine Schritte wieder dem Teile des Saales zu, wo sich die Verkaufsbude seiner Frau befand. Lydia strahlte. Von den Komiteedamen umgeben, zählte sie die Banknoten und Goldstücke, die in einem Körbchen

neben ihr aufgehäuft lagen. Sowie sie Raimonds ansichtig wurde, rief sie ihm voll Stolz entgegen: „Elftausend Franken habe ich aus meinen Waren gelöst!“

„Das liebe Kind ist unser Segen,“ sagte die Fürstin Stollberg. „Ihr danken es unsre armen Waisen, wenn sie im Ueberflusse schwimmen werden.“

„O nein, den Herren, die so freigebig waren!“ entgegnete die junge Frau. „Ich habe ja nur verkauft.“

„Ploërné, thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie mir ein halb Dutzend Besen ab,“ seufzte Bernheimer, dessen Taschen mit den verschiedensten Gegenständen vollgepropft waren. „Ich habe so viel von dem Zeug, daß ich für die Reinlichkeit meines und auch Ihres Hauses auf zehn Jahre hinaus gutstehen kann.“

„Da kommen die Diener . . .“

„Meine Damen, erlauben Sie mir, Ihnen einige Bürsten anzubieten,“ fuhr Bernheimer lustig fort. „Ich will sie ja gar nicht verkaufen, ich schenke sie Ihnen . . . Sie erweisen mir den größten Dienst . . .“

Nun strömten alle hinaus, und bald leerte sich der Saal. Lydia ließ sich von ihrem Diener den Mantel umwerfen, tauschte da und dort noch ein paar Abschiedsworte mit ihren Mitverkäuferinnen aus, bekam noch einen Kuß von der Fürstin und begab sich, von Bernheimer und ihrem Manne begleitet, an ihren Wagen.

Die Heimfahrt verlief schweigend; denn fern von dem Lärm und dem Getriebe des Bazars hatte Raimond mehr Muße, seinen Gedanken, die nicht gerade froher Natur waren, nachzuhängen. Seit einem Jahre war er nicht wieder so bekümmert und bedrückt gewesen. Thereses Auftreten war ihm ein Rätsel, wie schon früher auch. Vom ersten Augenblicke an hatte sie sich so gezeigt: Bitter und verschlossen in innerer Empörung. Sie hatte keine Thränen gehabt und hatte sich nicht in Vorwürfen ergangen, als sie das tragische Ende ihrer geheimen Liebe erfuhr, und nichts hatte den verzweifelten Schmerz verraten, den der Verlust eines teuren Wesens erzeugt. Sie schien viel mehr über die Entdeckung ihres Fehltrittes außer sich, als über das, was ihr geraubt

worden war; es machte den Eindruck, als verknüpfe sie kein Band mit dem Toten.

Und doch hatte sie eingestanden und sich angeklagt! Was hätte sie dazu veranlassen sollen, wenn sie unschuldig war, denn daß sie für Lydia keine Zuneigung empfand, zeigte sie nur zu deutlich. Warum also hätte sie sich für sie opfern sollen? Trotzdem kehrte in seinem Innern der furchtbare Zwiespalt des ersten Momentes wieder: „Lydia oder Therese?“ und er bebte vor seinen eigenen Gedanken zurück. Lydia! Sollte es dennoch Lydia gewesen sein? Er wies den Verdacht weit von sich, aber immer und immer wieder drängte er sich ihm auf, verstärkt durch das, was er in dem Jahre des Zusammenlebens mit der jungen Frau an Frivolität, Koketterie und sogar an Gewissenlosigkeit in ihrem Charakter zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Er wollte nicht zugeben, daß sie etwas andres als rein und edel war, und doch schrie es in ihm: „Dies alles ist Therese! Du magst deine Augen noch so sehr vor der Wahrheit verschließen wollen, du weißt seit Monaten ganz wohl, daß die, welche du liebst, voll Egoismus, und daß sie, die du verdammst, voll hingebenden Opfermuts ist.“ Er litt Qualen und kämpfte einen verzweifelten Kampf mit seinem Gewissen und seiner Vernunft, und dennoch sprach er Lydia frei. Welch gähnender Abgrund würde sich auch vor ihm aufgethan haben, wenn er sie hätte für schuldig erklären müssen.

Der Abend verfloß ihm in peinvollster Erregung. Er war in der Oper, im Hintergrund seiner Loge, aber er hatte keine Ahnung von dem, was auf der Bühne vorging. Er mußte in den Zwischenakten Besuche empfangen, mußte Rede und Antwort stehen. Endlich konnte er aufatmen, als er sich allein in seinem Rauchzimmer befand, wo er bis zum Morgengrauen saß und über das furchtbare Problem nachsann, das ihn fast verrückt machte und das ihn einmal in schäumende Wut versetzte, um ihn dann wieder in die furchtbarste Niedergeschlagenheit zurückzuwerfen. Aber er konnte die Dinge von noch so vielen Seiten erwägen und beleuchten, sich noch so oft fragen: „Warum spricht alles für Therese, die schuldig, und alles gegen Lydia, die un=

schuldig ist?“ Eine endgültige Antwort darauf konnte er sich nicht geben, wußte er doch nicht, was wirklich geschehen war, sondern nur das, was man ihm gesagt hatte. Der Tote war mit der schrecklichen Rache des Schweigens ins Grab gesunken, und außer den beiden jungen Mädchen und Leïla konnte ihn niemand aufklären.

Nur die Mulattin war bisher noch nicht von ihm ausgefragt worden, und er entschloß sich, nun auch diesen letzten Versuch zu wagen. Sobald er die Dienstboten im Hause wach hörte, klingelte er und verlangte nach Leïla. Diese war stets da, wo sie gebraucht wurde, als ahne sie im voraus die Wünsche ihrer Herrschaft. Sie erschien vor Raimond, wie immer ruhig und ihrer selbst sicher, mit einer undurchdringlichen Miene in ihrem bronzefarbenen Gesichte, und wartete, was er zu sagen haben würde. Er war viel verlegener als sie, denn er wäre gern gerade auf sein Ziel losgegangen, fühlte aber auf wie unsicherem Grunde er fußte und mußte sich einigermaßen zur Vorsicht zwingen.

„Leïla,“ begann er, „gestern bin ich in dem Bazar, wo die gnädige Frau verkaufte, Fräulein Therese begegnet; sie sieht sehr verändert aus. Daß sie sich in einem Kloster befindet, ist Ihnen ja bekannt. Sie sind die einzige, mit der ich bisher noch nie über die Ereignisse von Beaulieu gesprochen habe, und doch müssen Sie, da Sie das volle Vertrauen ihrer Herrin genießen, gar manches über die Sache wissen.“

Die Augen der Mulattin belebten sich, und etwas wie ein Lächeln umspielte ihren Mund, aber sie erwiderte kein Wort, neugierig zu erfahren, wohin ihr Herr zielte. Er fuhr zu sprechen fort, in äußerster Befangenheit jedoch, und gereizt darüber, daß er sich bis zu seiner Dienerin herab demütigen und sie ins Vertrauen ziehen mußte. Vor allem drängte es ihn, der Unterredung so schnell als möglich ein Ende zu machen.

„Sie waren damals eingeweiht, denn an Sie richtete der Italiener zuerst seine Briefe. Bestand denn von seiten Fräulein Letourneurs eine so tiefe Neigung, daß sich ihr Fehltritt daraus erklären ließe? . . . Die ganze Sache ist mir so durchaus unverständlich.“

Die Mulattin war nicht aus ihrer Ruhe zu bringen und that den Mund nicht auf. Raimond trat erregt einige Schritte auf sie zu: „Pflegten sie sich schon längere Zeit vor meiner Rückkehr im Garten und in dem kleinen Pavillon zu treffen? Ich irre mich doch nicht ... nicht wahr, so verhielt es sich? ..."

Leïla konnte ihre Antwort nicht mehr hinausschieben.

„Es ist Ihnen ja seiner Zeit alles erzählt worden," sagte sie.

„Gewiß. Therese hat mir alles eingestanden, alles ... aber mit solch empörtem Stolze, daß ich mich fragen mußte, ob sie nicht geheime Gründe habe, die Schuld auf sich zu nehmen. ... Seien Sie aufrichtig, Leïla! Haben Sie mit eigenen Augen Therese zu dem Rendezvous gehen sehen ... wissen Sie ganz bestimmt, daß sie es war?"

„Wenn sie es nicht gewesen ist, wer dann sonst?" fragte die Mulattin fast barsch.

Ploërné wurde totenblaß, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne.

„Ja, es ist wahr," sagte er mit halberstickter Stimme: „es muß Therese gewesen sein ... ich habe ihr ja selbst das Geständnis abgerungen. ... Aber es scheint mir alles so seltsam, so unwahrscheinlich, jetzt wo ich darüber nachdenke ..."

„Unwahrscheinlich?" unterbrach ihn Leïla, die zu fürchten begann, daß in Raimond Vermutungen auftauchten, die für Lydia gefährlich werden konnten. „Warum unwahrscheinlich? Meinen Sie denn, diese zarten, kleinen Blondinen haben das Privileg der Unschuld? Weil sie fromm ist? Heuchelei, weiter nichts! Sie dürfen es mir glauben, die ist schlimmer als eine, und ich habe mich nur in ihre Angelegenheiten gemischt, um sie vor einer Unklugheit zu bewahren. ... Wenn Sie denn alles wissen wollen: Ich habe sie mehr als einmal hereinholen müssen, sonst wäre sie bis in den Tag hinein im Pavillon geblieben."

„Und doch äußerte sie nicht den geringsten Schmerz, als sie den Tod ihres Geliebten erfuhr ... nur Schreck und Erstaunen, weiter nichts!"

„Ja, aber sobald Sie fort waren, schrie sie in ihrem

Zimmer die ganze Nacht hindurch so laut, daß ich Angst hatte, Madame möchte sie hören. . . . Mich wundert es durchaus nicht, daß sie nach einer solchen Geschichte ins Kloster gegangen ist; über so etwas darf man schon ein ganzes Leben lang trauern."

Ploërné lauschte Leïlas Erklärungen gierig, aber so genau sie auch mit dem übereinstimmten, was er schon in Erfahrung gebracht hatte, seine Zweifel blieben bestehen. Keinen Augenblick hatte er bei den Mitteilungen der Mulattin den Eindruck der Wahrheit gehabt, im Gegenteil, ihn erfaßte das Gefühl, als sei er in ein künstliches Lügengewebe verstrickt, dem auch Therese, die darüber zum Opfer ward, nicht fremd war. Er bekam das Suchen nach der Wahrheit satt, dankte der Mulattin und entließ sie. Dann warf er sich auf eine Chaiselongue, mit müdem Kopfe und einer Empfindung von Ekel, als fühle er etwas wie den Hauch einer verpesteten Atmosphäre, der ihn umwehte.

Währenddes ging Leïla zu Lydia, die eben erwacht war und ihren Thee im Bett einnahm. Die junge Frau stützte den Ellbogen auf die Kissen, als sie die Mulattin eintreten sah, und als sie auf den dunkeln Zügen ihrer Vertrauten Spuren von Erregung bemerkte, verzog sie den Mund ein wenig und fragte: „Was gibt es denn schon in aller Frühe?"

„Was es gibt? Ihr Herr Gemahl hat mich soeben zu sich rufen lassen und mich über die Geschichte von Beaulieu ausgefragt; er wollte alles mögliche über Therese wissen."

„Und was hast du ihm geantwortet?"

„Was mir beliebte, natürlich. Aber glauben Sie mir, Gebieterin, Sie müssen vor ihm auf der Hut sein. Ich sage Ihnen, er ist nicht leicht zu nehmen . . . er könnte Ihnen einen Streich spielen."

„Du brauchst keine Angst zu haben, Leïla. Gegen mich kommt er nicht auf, und wehe ihm an dem Tage, wo wir unsre Kräfte messen werden!"

„Er ist sehr jähzornig."

„Er soll von Stärkeren, als er ist, zur Vernunft gebracht werden."

„Wenn Sie aber vorher noch mit ihm zu thun bekommen?“

„Das werde ich zu umgehen wissen.“

Frisch und rosig in ihre Kissen zurückgelehnt, sprach Lydia mit erschreckender Ruhe, und ein grausames Lächeln huschte über ihre Züge, als sie hinzufügte: „O, wie ich ihn hasse! Nie kann er genug für das, was er gethan hat, büßen!“

„Ich habe Sie jedenfalls gewarnt!“

„Sei unbesorgt, du wirst bald sehen, daß er ganz in meinen Händen ist. Die Stunde ist nicht mehr fern, wo er mir seine Schuld bezahlen soll.“

Leïla in ihrer blinden Anbetung nickte zustimmend mit dem Kopfe und machte sich an die Toilette ihrer Herrin.

Achtes Kapitel.

Lydia hatte sich wohl vorgenommen, nur noch zu hassen, und nicht mehr zu lieben, aber Maurice de Roquière versetzte diesem Vorhaben einen Stoß. Die öffentliche Meinung, welche Kritik an den Menschen übt, täuscht sich nie vollständig, und es ist immer etwas vorhanden, was ihren Tadel oder ihre Gunst rechtfertigt. Der Marquis, der als Herzensräuber galt, besaß in der That Talente und Eigenschaften für diesen Beruf, und die junge Gräfin mußte sich eines Tages, trotzdem sie Roquière zuerst für ungefährlich gehalten hatte, eingestehen, daß man nicht ungestraft mit dem Feuer spielen kann. Sie verbrannte sich an den Flammen, die sie mit eigener Hand entfacht hatte, und während sie aus Maurice ihren Sklaven zu machen versuchte, fühlte sie sich selbst unter seinem Banne; sie hatte sich in ihrem eigenen Netze gefangen, und der Zaubertrank, den sie dem jungen Manne kredenzte, berauschte sie selbst.

Sie war in einer Aufwallung des Zornes, fast der Wut die Seine geworden; aber die Sinne in ihr sprachen, und die Leidenschaft ihres Temperaments, die sie in Giranis Arme geführt hatte, führte sie jetzt auch in die Roquières.

Sie war wie närrisch mit dem schönen blonden Mann, so wie sie sich vorher in den schönen schwarzen verliebt hatte, aber sie blieb trotz alledem Herrin ihrer selbst und bewahrte sich die Klarheit ihres Denkens. Sie handelte mit Ueberlegung und ließ nichts ungeschehen, was sie vor Entdeckung schützen konnte. Die Lage der Zimmer in der Rue Lübeck hatte ihr genügend sicher geschienen, und schon war sie viermal da gewesen, ohne je jemand außerhalb oder innerhalb des Hauses zu begegnen. Sie war daher aufs unangenehmste überrascht, als ihr Samuel zu verstehen gab, daß sie gesehen worden sei. Die Notwendigkeit, andre Maßregeln zu ergreifen, lag auf der Hand, denn daß sie auf Roquière verzichten wollte, daran dachte sie keinen Moment. Bei jemand, der sich seiner selbst und der andern so sicher fühlt, wie sie es that, konnte von einer Umkehr auf halbem Wege keine Rede sein. Dennoch wäre es mehr als waghalsig gewesen, auf der Rue Lübeck zu bestehen; um aber eine Verständigung mit Roquière erreichen zu können, mußte sie ihn ungestört sprechen, und dies war nur in jenem Hause möglich.

Währenddes bereiteten sich Ereignisse von mindestens derselben Wichtigkeit wie ihre Herzensangelegenheiten vor, und zwar durch Veränderungen, die an der Börse vorgingen. Das Comptoir Français, das wie eine Kriegsmaschine von all denen, die dabei interessiert waren, in den Vordergrund gedrängt wurde, hatte die ganze Finanzwelt in eine Aufregung versetzt, die noch weit davon entfernt war, sich zu legen. Zu fünfhundert Franken ausgegeben, stiegen die Aktien unausgesetzt und waren bald auf so schwindelnder, unerhörter Höhe angelangt, daß den Vorsichtigen Bedenken kamen, sich noch länger mit dem Unternehmen einzulassen. Die Folgen dieser Hausse war für die öffentlichen Fonds verhängnisvoll geworden. Die Rente, die in Massen verkauft wurde, um die Mittel für die Spekulation zu liefern, war gefallen; Eisenbahnaktien wurden flau und Italiener fielen in einer Woche um zehn Franken. Mehrere Makler waren Ende des Monats ausgepfändet worden, aber ihr Fall wurde, da sie meist Fremde waren, als nationale Revanche freudig begrüßt.

Anstatt nun bei dieser so unheilvollen Erschütterung aller Staatspapiere vorsichtiger zu Werk zu gehen, stürzten sich die bei dem Comptoir Beteiligten nur um so waghalsiger in den Strudel. Sie wurden wie vom Wahnsinn erfaßt und kannten für ihre Gewinnsucht keine Grenzen mehr. Nachdem die Aktien schon auf zweitausend getrieben waren, erlebten sie auch noch den Kurs von zweitausendundfünf. Die gut informierten Financiers, wie Bernheimer, begannen jetzt unruhig zu werden und auch andre zu beunruhigen. Sie wußten, daß im Ministerrat ernstlich von dieser gefahrbringenden Hausse der reaktionären Obligationen gesprochen worden war und daß sich seit einer Woche die zehn größten Bankhäuser von Paris, die wie durch Zufall alle in jüdischen Händen waren, zu einem Syndikat vereinigt hatten, um einen Kampf gegen das Comptoir zu unternehmen, wobei sie schon dreißig Millionen eingebüßt hatten, so unerschütterlich war bei dem Comptoir die Tendenz zur Hausse.

Samuel, der große Achtung vor allem, was vornehm war, empfand, fühlte sich sehr abgekühlt, als er auch diejenigen mit dem allgemeinem Strome schwimmen sah, die er bisher als seine Herren betrachtet und die ihn als Freunde behandelt hatten. Er begab sich in die allwöchentliche Sitzung des Comptoirs mit ganz neuen Gefühlen, die nichts weniger als mit denen des Verwaltungsrats übereinstimmten, und gleich zu Beginn der Besprechungen trat ein Auseinandergehen der Meinungen zwischen dem Bankier und seinen vornehmen Kollegen ein, das sehr ernst zu werden drohte. Er war in der Absicht gekommen, sie über die Sachlage aufzuklären, und fand sie gewillt, blind zu bleiben. Mit gewohnter Schärfe setzte er ihnen die Dinge auseinander, zeigte ihnen, daß das Comptoir auf einer Höhe angelangt war, auf die es niemals hätte kommen dürfen und auf der es sich nicht halten konnte. Er predigte Klugheit und die Notwendigkeit, die Lage zu befestigen. Er war weise, und hatte mit Narren zu thun.

Um ihn begann man zu flüstern, die Physiognomieen verfinsterten sich und feindselige Reden wurden laut. Wenn

er Angst hatte, warum trat er dann nicht zurück? Es stand ihm ja frei, seine Verbündeten zu verlassen, und überdies wurde die Bank auch ohne ihn fertig. Hielt er sich etwa für unentbehrlich?

Bei diesen Worten heiterten sich Samuels sorgenschwere Züge wieder auf. Er fühlte die eingegangene Verantwortlichkeit schwer auf sich lasten, und man kam seinen geheimsten Wünschen, die er nicht anzubringen gewußt hätte, zuvor, indem man ihn seiner Verpflichtungen entband. Nun wurde er ironisch.

„Glauben Sie mir, meine Herren," sagte er mit einem feinen Lächeln, „es liegt mir nichts ferner, als Ihnen Ihre Fähigkeiten absprechen zu wollen, und daß ich keineswegs in Unruhe darüber bin, was aus dem Comptoir wird, wenn ich die Direktion desselben niederlege. Nur habe ich nie die Gewohnheit gehabt, mein Geld da zu lassen, wo ich selbst nicht mehr dabei sein kann. Darauf möchte ich Sie nur aufmerksam machen."

Diese Erklärung rief allgemeine Erregung hervor.

„Verkaufen Sie Ihre Papiere!" rief man. „Ziehen Sie sich vollständig von der Sache zurück! . . . Sie werden zu ersetzen sein! . . . Reichen Sie Ihre Entlassung ein! . . . Wieviel Aktien haben Sie denn?"

„Meine Herren, überstürzen wir nichts!" unterbrach Bernheimer den immer heftiger auf ihn einstürmenden Redestrom. „Ich will Sie nicht beim Worte nehmen . . . überlegen Sie sich die Angelegenheit lieber noch bis Ende der Woche."

„Nein, keinen Tag länger! Sie zweifeln an dem Unternehmen . . . wir haben kein Vertrauen mehr in Sie!"

„Ah, meine Herren, nehmen Sie sich in acht! Es hat ja fast den Anschein, als wollten Sie mich absetzen, wenn ich nicht freiwillig mein Amt niederlege. Sie schneiden sich damit nur ins eigene Fleisch. Wollen Sie mich denn nicht anhören? Nein? Wollen Sie keine Vernunft annehmen? Nein? Sie wollen es also alle so lange treiben, bis Sie ruiniert sind? Ja? Schön, dann kann ich mich Ihnen nur noch gehorsamst empfehlen. . . . Ich habe in meiner Kassa sechstausend Aktien des Comptoirs."

„Ich kaufe sie!“ rief da eine dünne Stimme.

Totenstille herrschte für einen Augenblick. Der, welcher soeben gesprochen hatte, verpflichtete sich für zwölf Millionen. Es war ein mageres Männchen in einem verschlissenen blauen Ueberzieher, mit aufgedunsenem Gesicht, kleinen Chinesenaugen und einem spärlichen blonden Schnurrbart. Träger einer der größten Namen von Frankreich, war er der Besitzer ungeheurer Reichtümer, die von seiner Mutter stammten, der Erbin des berühmten Großindustriellen Sauviat, der zuerst auf den Gedanken gekommen war, Papier aus Holzfasern herzustellen.

„Herr Herzog,“ erwiderte Bernheimer, „noch diesen Abend sende ich Ihnen die Aktien zu.“

Und damit ging er.

Ein Mann wie Samuel Bernheimer konnte von einem so in die Augen fallenden Posten, wie es die Direktion des Comptoirs war, nicht zurücktreten, ohne an der Börse eine Bewegung zu erzeugen. Sobald die Neuigkeit bekannt wurde, gab sich eine große Erregung in der Finanzwelt kund, und der von Samuel gefaßte Entschluß wurde zum Guten und zum Schlechten ausgelegt, je nachdem es Freunde oder Gegner waren, die darüber urteilten. „Mit dem Comptoir wird es rasch abwärts gehen, wenn Bernheimer nicht mehr dabei ist,“ meinten die einen. „Wie sich wohl die in der Eile einberufene Generalversammlung dazu stellen wird?“ Und die andern behaupteten: „Wenn das Comptoir von der ganz ungewohnten Aengstlichkeit Bernheimers nicht mehr gehindert sein wird, kann es erst recht einschlagen; die Generalversammlung geht jedenfalls ohne weiteres auf das ein, was der Verwaltungsrat vorzuschlagen haben wird.“ Inzwischen aber fielen die Aktien um hundert Franken und mit dem Kurs von zweitausend war es vorbei. Durch eine äußerste Anstrengung der Aktionäre jedoch gelang es, kurz vor drei Uhr, eine Besserung herbeizuführen, und die Aktien stiegen wieder auf zweitausend und schlossen sogar mit zweitausendundzwanzig Geld.

Noch am selben Morgen hatte Samuel, seiner Verabredung getreu, Lydia kurz mitgeteilt: „Verkaufen Sie

die Comptoiraktien, selbst wenn sie steigen; es steht schlecht damit.“ Lydia befand sich, als sie diese Zeilen erhielt, im Salon ihrer Mutter, die seit mehreren Tagen über furchtbare Neuralgieen klagte und das Zimmer hütete. Die alte Dame saß in Shawls eingewickelt am Kamine und jammerte über die Qualen, die sie die ganze Nacht hindurch hatte aushalten müssen. Ihre Tochter hörte nur zerstreut zu, während sie das Billet Bernheimers zerknitterte und nachdenklich in die Glut des aufflackernden Feuers starrte. Auf ihrer Stirn grub sich eine tiefe Falte ein, und die weißen Perlzähnchen blitzten raubtierartig zwischen den halb geöffneten Lippen hervor. Als sie die Thüre aufgehen hörte, drehte sie sich um und erblickte ihren Gatten.

Raimond begrüßte erst Madame de Saint-Maurice, und nachdem er sie mit einer teilnehmenden Frage zu neuem Gestöhne angeregt hatte, wandte er sich an seine Frau: „Etwas ganz Neues, Lydia ... und durch die Zeitungen erfahre ich es! ... Bernheimer ist nicht mehr Direktor des Comptoirs!“

„Er ließ es mich soeben wissen.“

„Wie soll man sich dabei verhalten? Sagt er nichts darüber?“

„Weil Bernheimer von einem Unternehmen zurücktritt, muß es deshalb gleich schlecht sein?“

„Samuel ist ein bißchen zu sehr Wagehals,“ mischte sich Madame de Saint-Maurice ein. „Dies war wenigstens die Ansicht meines Schwagers Letourneur. ... Deshalb haben sie sich ja auch getrennt ... wahrscheinlich hat er die Dinge mit dem Comptoir auch auf die Spitze treiben wollen.“

„Ich nehme viel eher das Gegenteil an; daß er dem Eifer unsrer Freunde etwas steuern wollte,“ meinte Raimond.

„Was ging denn gestern an der Börse vor?“ fragte Lydia.

„Die Aktien stiegen. Ich muß mir jetzt aber vor allem Klarheit darüber verschaffen, warum Bernheimer zurückgetreten ist, und werde gleich einmal zu ihm gehen und ihn fragen, ob ich aushalten oder liquidieren soll.“

Lydia blieb eine Weile in Nachdenken versunken; dann sagte sie in festem Tone: „Bernheimer meint, die Papiere werden noch immer steigen.“

„Dann behalte ich sie natürlich,“ erwiderte Raimond.

„Ich glaube, daß du recht daran thust.“

So war denn dies die entscheidende Stunde, und Lydia stieß ihren Gatten ohne einen Moment des Zögerns dem Abgrund zu. Es war der erste Angriff von ihrer Seite, und der von ihr ausgeheckte Plan sollte sich nun in rasender Schnelle vollziehen. Der Zusammensturz seines Vermögens vernichtete Ploërné und lieferte ihn moralisch ihrer Gnade aus. Sie hatte Vorkehrungen getroffen, um ihre Interessen von denen ihres Mannes zu trennen, und Samuel manöverierte zu sicher mit dem ihm anvertrauten Gelde seiner Angebeteten, als daß sie nicht hätte hoffen dürfen, binnen kurzem ein Vermögen in Händen zu halten. Und abgesehen von dem, war Raimond nicht ohnehin schon ihr Sklave mit Leib und Seele und würde ihrem leisesten Wink gehorchen? Was also konnte sein Ruin für sie zur Folge haben, außer daß er an den Rand der Verzweiflung und zu einem äußersten Entschluß getrieben wurde; und das sehnte sie ja herbei! Ihn endlich in ihrer Macht haben, ihn sich zu ihren Füßen winden sehen, der ihr den ersten Schmerzenschrei entrissen, die ersten Thränen entlockt hatte! Der Moment der süßen Rache nahte, und mit Genugthuung konnte sie sich sagen, daß sie ihre Netze geschickt ausgelegt hatte.

Sie erhob sich, um zu gehen, küßte ihre Mutter noch zum Abschied und saß dann Raimond beim Frühstück gelassen und harmlos gegenüber, als gäbe es nichts auf der Welt, was sich zwischen ihnen auftürmte.

Und doch hatte sie schon in aller Frühe Roquière auf drei Uhr in die Rue Lübeck bestellt. Wie hätte aber Raimond, dem jede Verstellung fremd war, hinter der weißen, schönen Stirne seiner Frau solch schmähliche Gedanken vermuten sollen, er, der still vor sich hinlebte und an die Ehrlichkeit der andern wie an seine eigene glaubte. Die reizende Kreolin, die ihm lächelnd in die offenen Züge blickte, dachte in hohnvoller Empörung: „Da sitzt er nun ahnungslos und läßt sich hintergehen. Wie lächerlich er ist! Ja, du bist recht lächerlich, mein Freund, in deiner selbstgefälligen Ruhe! O, wie lächerlich du dich machst, wie lächerlich!“

Sie wiederholte es sich wieder und wieder, als verlangte ihr danach, es sich selbst zu beweisen; aber es war vergebens. Sie konnte ihn betrachten, so viel und so oft sie wollte, nie erschien er ihr in lächerlichem Lichte. Wenn sie es sich hätte eingestehen wollen, hätte ihr Urteil dahin gelautet, daß er zu fürchten war. Wie er ihr so in der ungezwungenen, vornehmen Haltung, mit dem etwas traurigen Zug im Gesicht, stumm gegenüber saß, da er unnötige Konversation nicht liebte, und sich in jeder seiner Bewegungen männliche Kraft verriet, da flößte er ihr Achtung ein. So hatte er sich ihr immer gezeigt, und trotz aller Mühe, die sie sich gab, ihn zu verachten, fühlte sie sich gezwungen, ihn hochzuschätzen. Um so größer war ihre Wut, und da sie ihn in Wirklichkeit nicht demütigen konnte, beschimpfte sie ihn innerlich. Zuweilen fragte sie sich, ob dieser ruhige, gemessene Mann überhaupt zu leiden im stande sei. In Beaulieu hatte sie ja nie Gelegenheit gehabt, ihn von Zweifel und Schmerz halb aufgerieben zu sehen, denn ihr näherte er sich nur sanft und heiter. Nur Therese wußte, wie tief er zu leiden und zu empfinden vermochte.

Lydia erhob sich, ein Liedchen vor sich hinträllernd, und als Raimond sie fragte, was sie für den Nachmittag vorhabe, maß sie ihn mit einem spöttischen Blick und erwiderte: „Ich gehe zu meinem Liebsten."

Er schüttelte verweisend den Kopf und sagte in vorwurfsvollem Tone: „Du weißt, ich liebe solche Scherze nicht. Sie sind einer Frau, wie du, unwürdig. Kannst du denn gar nicht ein wenig gesetzter werden?"

„Dazu habe ich noch lange Zeit, wenn ich erst alt bin. Aber sag 'mal, glaubst du nicht ein klein bißchen an meinen Liebsten?"

„Ich glaube, daß du viele hast . . ."

„Ach was, viele, das ist nichts! Aber einen einzigen, wirklichen?"

„Nein, daran glaube ich nicht," gab er ruhig zur Antwort. „Was für ein Vergnügen findest du denn dabei, mich beständig auf die Probe zu stellen. Du kommst so oft auf dieses Thema zurück. Neulich erst wolltest du wissen,

was ich thun würde, wenn du mich eifersüchtig machen könntest. ... Du kannst wirklich meiner Liebe sicher sein, auch ohne sie erst aufstacheln zu müssen, und ich werde nie so weit gehen, dich mit einem Verdacht zu beleidigen."

„Daran thust du recht. Uebrigens was würde es dich auch nützen, wenn du kein Vertrauen in mich hättest?"

„Gar nichts, es würde mich nur elend machen."

„Sehr klug gedacht," sagte sie, machte ihm eine Verbeugung und ging in ihr Zimmer.

Jedesmal wenn Maurice de Roquière den Nachmittag in der Rue Lübeck verbringen wollte, wurde die Portierfrau davon benachrichtigt, damit sie die betreffende Wohnung in stand setze, und sie beschäftigte sich dann schon in der Frühe mit dem Lüften und Reinigen der Zimmer. Bricoliers kleine Freundin, die, wie alle Frauen, die nichts Besseres zu thun haben, als sich um andrer Leute Angelegenheiten zu kümmern, alles bemerkte, hatte auch dies beobachtet. Wenn sie die Thüren morgens neben sich schlagen hörte, sagte sie denn auch: „Heute ist wieder Rendezvous da drüben!" und irrte sich damit nie: Roquière kam dann immer; die Dame nur blieb zuweilen aus. An jenem Tage waren Besen und Eimer der Portierfrau später als gewöhnlich in Anwendung gebracht worden; trotzdem erhielt Bricolier schon vor zwölf Uhr ein Billetchen des Inhalts, daß „der junge Mann nebenan" heute seine Liebste erwarte. Eine Viertelstunde später war Bernheimer benachrichtigt.

Roquière hatte schon mehr als einmal unerhörtes Glück bei Frauen gehabt; das wußte man, wenn auch nicht durch seine Schuld, da er verschwiegen war. Aber nie zuvor hatte es ihn so gepackt. Sie machte ihn rasend vor Leidenschaft, diese gefährliche Kreolin. Er verlor seine gewohnte Kaltblütigkeit und fühlte in seiner Anbetung für sie das ganze Feuer seiner ersten Jugend wiederaufleben. Am Anfang ihres Verhältnisses hatte er sie mehrere Wochen hindurch vergebens in der Rue Lübeck erwartet, da sie nicht zu bestimmen gewesen war, zu kommen. Endlich aber war es ihm gelungen, sie zu überreden, und jetzt dünkte er sich im siebenten Himmel, so glückselig war er. Stundenlang konnte er,

ehe sie kam, in der kleinen Wohnung verweilen, an sie denken und im voraus das Glück genießen, das ihm ein Wiedersehen mit ihr bereitete. Und wenn er dann auf der Treppe ihren leichten Schritt vernahm, stürzte er an die Thüre, öffnete sie zitternd und ließ die junge Frau hindurchschlüpfen. Noch war sie kaum eingetreten, erfaßte er sie schon mit seinen starken Armen und trug sie in einen Fauteuil neben das Feuer, wo er dann wie vor einer Königin vor ihr auf die Kniee fiel. Diese Kraft, gepaart mit so viel Demut, gefiel Lydia, und sie empfand eine tiefe Befriedigung bei dem Bewußtsein, diesen schönen, starken Mann so ganz zu beherrschen und jedes ihrer Winke gewärtig zu sehen. Fühlte sie doch, daß sie aus ihm machen konnte, was ihr beliebte; und das ja hatte sie gewollt.

An jenem Tage war Roquière in Sorge. Es war das erste Mal, daß ihn die junge Frau so kurz vorher erst bestellte, und in dieser plötzlichen Aufforderung ahnte er eine Gefahr. Am Abend zuvor, in der Oper, hatte er keine Gelegenheit gehabt, sie zu sprechen, aber er hatte bemerkt, welch sonderbare Blicke sie ihm zuwarf. Bernheimers Benehmen war auch recht eigentümlich gewesen. Der sonst so liebenswürdige und freundliche Bankier war ihm kalt und zurückhaltend begegnet. Aus all diesen kleinen Thatsachen setzte sich Maurice ein Ganzes zusammen, das auf irgend einen Zwischenfall, vielleicht auf eine Gefahr schließen ließ. Er begab sich daher schon sehr früh nach der Rue Lübeck und ging an der Nachbarswohnung vorüber, ohne zu bemerken, daß ihn durch eine Thürspalte hindurch zwei Augen beobachteten.

Er schloß auf, trat ein, steckte die schon zurechtgelegten Holzscheite im Kamin in Brand und hielt Umschau in den Räumen. Es war alles in bester Ordnung; frische Blumen zierten die Vasen und auf dem Tisch war das Theegeschirr hergerichtet. Rastlos und ungeduldig schritt er in den stillen Zimmern auf und nieder, zog von fünf Minuten zu fünf Minuten seine Uhr und verwunderte sich dann, daß noch nicht mehr Zeit verflossen war. Um drei Uhr fing er sich zu ängstigen an, denn Lydia war sonst äußerst pünkt-

lich gewesen. Da sie immer noch nicht kam, konnte ihr nur etwas zugestoßen sein. Vergebens horchte er hinaus. Die Stille im Hause wirkte beklemmend auf ihn. Um halb vier Uhr warf er sich matt und verzweifelt in einen Sessel und fragte sich voll Bangen, welch ernster Grund die junge Frau wohl von der Erfüllung ihres Versprechens abgehalten haben konnte. Hätte er geahnt, was sich kurz zuvor kaum vier Schritte von ihm entfernt, während er im Zimmer auf und ab gegangen war, zugetragen hatte, er wäre noch mehr außer Fassung geraten.

Mit peinlicher Pünktlichkeit war die schöne Gräfin fünf Minuten vor drei Uhr an der Straßenecke angefahren und war, nachdem sie den Kutscher bezahlt hatte, ins Haus getreten. Auf der Straße befand sich weit und breit kein Mensch. Sie war ungehindert bis zur Treppe gelangt, die sie leise hinaufstieg, und hatte schon die letzten Stufen erreicht, als die Thüre der Wohnung, die neben der Roquières lag, geöffet wurde und Bernheimer sie, ehe sie auch nur eine Bewegung hätte machen oder einen Laut hätte von sich geben können, in das Entree zog und die Thür wieder hinter ihr verschloß. All dies hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit abgespielt, und Lydia stand, ehe sie nur recht wußte, was mit ihr vorging, Bernheimer gegenüber, der sie anlächelte, aber ungewöhnlich blaß aussah.

Sie wollte sprechen, sich beklagen. Er ließ sie jedoch nicht zu Worte kommen, legte die Finger an die Lippen und sagte leise: „Still, still, schreien Sie nicht! Lassen Sie Roquière, wo er ist, und plaudern wir allein miteinander.“

„Was Sie da gethan haben, ist ja unerhört,“ unterbrach ihn Lydia. „Das werde ich Ihnen nie verzeihen!“

„Wer von uns ist mehr der Verzeihung bedürftig; Sie oder ich?“ fragte Samuel mit einem ironischen Seitenblick auf die reizende Frau. „Sie haben mich hinters Licht geführt, meine Gnädige, und mir lag daran, Ihnen zu beweisen, daß ich nicht ganz so dumm bin, wie Sie vielleicht glauben. Jetzt werden Sie wohl Ihre kleinen Exkursionen nach der Rue Lübeck nicht mehr zu leugnen versuchen, da ich Sie auf frischer That ertappe.“

„Ihr Benehmen ist eines anständigen Mannes unwürdig.“

„Möglich. Dann läßt sich eben ein anständiger Mann leichter betrügen als ich. Ich aber bin durchaus nicht geneigt, betrogen zu werden, und habe es vorgezogen, an Stelle des Anstands meine Schlauheit zu setzen. Daß ich gut dabei gefahren bin, sehen Sie ja.“

Lydia hörte ihm gar nicht mehr zu und hüllte sich in verächtliches Schweigen, während sie aufrecht vor dem Kamine stehen blieb, als erwarte sie, daß Bernheimer der peinlichen Situation ein Ende mache. Er jedoch wies auf einen Stuhl und sagte in schneidendem Tone: „Nicht schmollen, kleine Frau; Sie sind nun einmal erwischt! Das ist allerdings im ersten Moment recht unangenehm. Aber schließlich bin ich es doch nur, der sie überrascht hat, und Sie wissen ja nur zu gut, daß Sie mit Ihrem ergebenen Diener anfangen können, was Sie nur wollen.“

Sie drehte den Kopf nach ihm hin, sah ihm mit einem jener Blicke, deren Macht sie sich wohl bewußt war, in die Augen, und als sei sie bereit, einzulenken, setzte sie sich. Dann fragte sie mit größter Seelenruhe: „Darf ich vielleicht erfahren, wo ich bin?“

„Bei mir; so lange wenigstens, als Sie hier sind.“

„Sie sind allein?“

„Ganz allein. Man kennt mich nicht und ahnt nicht, wer Sie sind . . . Ihr Geheimnis wird also gewahrt werden.“

„Woher wußten Sie denn, daß ich kommen würde?“

„O, das ist meine Sache. Lydia, warum haben Sie mir neulich nicht die Wahrheit gestanden?“

„Konnte ich das?“

„Es wäre offen gehandelt gewesen.“

„Dazu war ich Ihnen gegenüber nicht verpflichtet.“

„Sie wissen doch, daß ich Sie liebe, und auf alles, was Sie betrifft, eifersüchtig bin. Welchen Kummer haben Sie mir bereitet! Also einen Geliebten haben Sie? Sie, die ich mir so unnahbar, so rein gewünscht hätte. Und was für einen Geliebten . . . einen, an dem Sie keine Stütze haben; der nichts weiter ist, als der ‚schöne Mann‘. Seinen Ruf für einen Roquière aufs Spiel zu setzen! Das ist der

reine Wahnsinn. Was sollte denn aus Ihnen werden, wenn Sie nur noch auf ihn zählen dürften; er ist ja nicht einmal in der Lage, Sie vor Armut zu schützen. Was in aller Welt konnte Sie denn gerade an dem so reizen?"

„Seine Liebe zu mir."

„Schönes Verdienst das! Alle, die Sie kennen, lieben Sie. Hat sich Ihnen denn je jemand genähert, ohne Sie lieben zu müssen. Aber mit Roquière einen Fehltritt zu begehen! Eine Frau wie Sie! Nein wirklich, man kann es kaum glauben!"

Lydia zuckte die Achseln und meinte: „Sie verstehen das nicht; können das nicht verstehen. . . . Eines Tages werden Sie erfahren, warum ich ihn gewählt habe."

„Mit welcher Ruhe Sie mir von ihm sprechen. So hätten Sie nicht einmal den Milderungsgrund der Liebe für Ihr Handeln?"

„Sagen wir den Milderungsgrund des Vergnügens."

„Lydia, Sie erschrecken mich!"

„Bernheimer, Sie amüsieren mich!"

„Sie verheimlichen mir die Wahrheit. Da steckt irgend eine Komödie dahinter."

„Durchaus keine Komödie . . . ein Drama, in dem Sie Ihre Rolle haben, wie die andern auch."

„Sollten Sie so berechnend sein können? Sie sprechen über Ihren Fehltritt, als ob Sie dabei einen Hintergedanken hätten, Sie, die ich für so offen und gerade hielt. Hat Sie denn nichts zurückzuschrecken vermocht? Haben Sie gar nicht an Ihre Mutter und Ihren Gatten dabei gedacht?"

Eine Blutwelle stieg Lydia zu Gesicht, und mit rauher Stimme schrie sie auf: „An meinen Gatten, den ich hasse?"

„Sie hassen ihn? Und warum? Er, der die Güte und Rechtschaffenheit selbst ist!"

„Schweigen Sie mir von ihm und nehmen Sie seine Partei nicht, sonst gerate ich außer mir! Ja, ich hasse ihn! Ich hasse ihn! Und alles, was ich thue, ist gegen ihn gerichtet!"

Während sie sprach, bot ihre ganze Erscheinung das Bild maßloser Wut. Sie hatte sich vollständig entfärbt, ihre Lippen bebten und ihre Augen traten fast aus den Höhlen.

„Ich bekomme Angst vor Ihnen!" rief Bernheimer aus.

Es war keine Uebertreibung, was er da sagte. Die reizende Gräfin zeigte sich ihm in jenem Momente in einem Lichte, das ihm zu denken gab. Eben noch war sie kalt, spöttisch gewesen und ihr Cynismus hatte ihn in Bestürzung versetzt. Plötzlich verlor sie die Herrschaft über sich selbst, und jetzt hielt er sie der größten Schandthaten für fähig. Er wollte sie so weit als möglich treiben, wollte ihre Fassungslosigkeit ausnützen, um hinter ihre Schliche zu kommen, und verharrte daher erst recht auf dem wunden Punkt: „Sie sind gegen Ploërné gewiß sehr ungerecht, denn er ist ein so anständiger Charakter, daß nichts an ihm Ihren Zorn rechtfertigen kann.“

Er fiel aber mit seiner List herein. Lydia hatte sich wieder beruhigt und lächelte nur bitter auf seine Bemerkung.

„Sagen Sie mal, liebes Kind,“ begann er von neuem, „sprechen Sie mir denn nicht ein wenig das Recht zu, Ihnen Moral zu predigen?“

„Sind Sie vielleicht zu diesem Zweck hierhergekommen?“

„Nur deshalb.“

„Ich dachte, Sie hätten weniger selbstlose Absichten dabei im Auge. Spielen Sie also nur im Namen der Tugend den Spion?“

„Spion! Welch häßliches Wort. Warum nehmen Sie denn nicht lieber an, daß ich es gut mit Ihnen meine? Ich wollte Ihnen eine weise Lehre zu teil werden lassen. Bedenken Sie einmal, was gewesen wäre, wenn Sie anstatt meiner, derjenige überrascht hätte, von dem wir soeben sprachen. ... Ermessen Sie die Folgen davon!“

Lydias Augen blickten schrecklich, als sie mit übereinandergepreßten Zähnen halblaut hervorstieß: „Nun, dann hätte er sich eben mit Roquière auseinandergesetzt.“

Diese furchtbare Antwort, die der jungen Frau entschlüpfte, klärte Bernheimer auf. In einer Sekunde verstand er jetzt, wovon sie zuvor behauptet hatte, daß er es nicht verstehen könne. Sie hatte Roquière als den Banditen gedungen, den sie gegen Ploërné gebrauchen wollte. Dies unterlag keinem Zweifel mehr für Bernheimer. Sie hatte die entsetzliche Entwickelung der Dinge vorbereitet, um ihren

Gatten durch ihren Geliebten umbringen zu lassen. Bernheimer hatte sich unter dem Panzer der Sinnlichkeit in einem Winkel seines Gewissens ein Restchen menschlichen Gefühls bewahrt. Noch am Abend zuvor hatte er sich Hoffnung gemacht, daß wenn Roquière Raimond zufällig beiseite schaffen sollte, er ganz wohl der glückliche Besitzer der schönen Lydia werden könnte. Jetzt, wo diese Möglichkeit zur Thatsache zu werden drohte, sah er zu seinem Erstaunen, daß ihm der Gedanke keine Freude mehr zu machen im stande war. Er betrachtete die Gräfin weit mehr neugierig als zärtlich, und sie erschien ihm plötzlich als das, was sie in Wirklichkeit war: ein reizendes, aber gefährliches Ungeheuer. Er sagte sich innerlich: „Madame Lafarge war keine größere Verbrecherin, als dieser kleine Engel da. Und wenn ich sie eines Tages heiratete, wer steht mir dafür, daß sie, meiner müde, mir nicht in aller Seelenruhe ein vergiftetes Tränkchen durch ihre vermaledeite Mulattin kredenzen läßt. Man muß in möglichst weitem Bogen um das entzückende Persönchen herumgehen, und so lange man sich schon für sie interessiert, ist es angebrachter, die Verteidigung des unschuldigen Gatten zu führen, den sie sonst wie ein Huhn durch diesen verliebten Raufbold von Roquière wird abschlachten lassen.“

Als er bemerkte, daß sein Schweigen etwas wie Unruhe auf Lydias Zügen hervorrief, sagte er: „Wir haben beide ein gewagtes Spiel getrieben, nicht wahr? Lassen wir es jetzt dabei bewenden und ziehen wir die Konsequenzen daraus. Es ist ganz gut, daß es zwischen uns zu einer Aussprache gekommen ist; rechnen Sie mit dem, was ich Ihnen sagte. Was mich anbetrifft, so werde ich vergessen, was Sie mir darauf erwiderten. Ich schreibe das meiste der großen Erregung zu, in die Sie mein plötzliches Auftauchen notgedrungen versetzen mußte, und nehme nichts davon für Ernst. Ich halte an der Hoffnung fest, daß Sie mit einem Manne, der Ihrer unwürdig ist, brechen werden.“

„Das geht niemand etwas an, außer mich.“

„Heute werden Sie ihn jedenfalls nicht sehen. Es ist jetzt halb vier Uhr ... Sie müßten ihm erst eine lange

Erklärung über ihr Ausbleiben geben; da sagen Sie lieber gleich, Sie seien am Kommen verhindert gewesen."

„Das stimmt ja auch."

„Und jetzt, gnädige Frau, lassen Sie uns zusammen fortgehen. Mein Wagen wartet am andern Ende der Straße . . . ich setze Sie ab, wo Sie wollen."

„Fürchten Sie nicht, mich zu kompromittieren?"

„Ein alter Mann wie ich!"

„Ach, Sie gutes Väterchen, Sie!"

Sie hielt es für geraten, den früheren Einfluß über Bernheimer zurückzugewinnen, da sie ihn erschreckt zu haben fürchtete. Sie schlug daher wieder einen liebenswürdig neckischen Ton gegen ihn an.

„Und was soll aus dem armen Kerl da drüben werden?" fragte sie lachend.

„Der Esel! Der hat ohnehin schon mehr Glück, als er verdient. . . . Hören Sie nur . . . ich glaube, er geht eben."

Man vernahm das Geräusch einer von außen zugeschlagenen Thüre und eines langsam, wie mit Widerstreben die Treppe hinabsteigenden Schrittes. Lydia und Bernheimer traten ans Fenster und sahen, hinter einer Gardine verborgen, Maurice mit finsterer Miene und gesenktem Kopfe, den Stock unter dem Arm, das Trottoir entlang schleichen. Lydia drehte sich nach Samuel um und sagte in scherzendem Tone: „Armer Junge, er wird nie wissen, welche Enttäuschung er Ihnen verdankt."

„Hol ihn der Kuckuck! . . . Jetzt können wir uns auch auf den Weg machen."

Er führte die reizende junge Frau an seine Equipage, mußte sich aber eines andern besonnen haben, denn er stieg nicht mit ein. Während er den Wagenschlag schloß, fragte er: „Wohin befehlen Sie?"

„Nach Hause. Kommen Sie denn aber nicht mit?"

„Nein. Es ist besser nicht."

Der Wagen rollte davon und Bernheimer entfernte sich nach der Richtung der Champs Elysées. Unausgesetzt grübelte er über die Scene, die er zwischen Lydia und sich herbeigeführt hatte, nach, und nicht die geringste Einzelheit war

seinem Gedächtnis entfallen. Er prüfte sich neugierig und fand, daß sein Interesse für die schöne Gräfin eine bedenkliche Abkühlung erfahren hatte. Er sah sie nicht mehr mit denselben Augen, wie noch den Tag zuvor; sie hatte sich verwandelt, und anstatt der koketten, verschwenderischen, sorglosen Frau hatte sich vor ihm ein gehässiges, wutentstelltes und gefährliches Weib enthüllt, das ihn abstieß. Während seine Gedanken arbeiteten, fiel ihm auch das feindselige Schweigen ein, mit dem Lydia früher all seine Fragen über Therese aufgenommen hatte. Die alten Zweifel über die Aufrichtigkeit der Klosterneigungen seines Patenkindes kamen ihm wieder, und von neuem gewann er die Ueberzeugung, daß zwischen den beiden Frauen ein Geheimnis bestand, in das zweifellos Ploërné mitverwickelt war.

Daß Raimond irgend eine unredliche oder schlechte Handlung begangen haben sollte, daran konnte Bernheimer ebensowenig glauben, als er es bei Therese für möglich gehalten hätte. Dieser gerade, offene Mann und das brave, liebe Mädchen waren für ihn über jeden Verdacht erhaben. So konnte also nur die andre die Missethäterin sein? Denn wenn Lydia ihren Mann so über alle Maßen haßte, so mußte er sich über sie oder sie sich über ihn zu beklagen gehabt haben, und immer mehr drängte sich Samuel die Gewißheit auf, daß Lydia irgend eine scheußliche Handlung auf dem Gewissen habe.

In seine Grübeleien versunken, war er bis zur Ecke der Rue Boissy d'Anglas und der Avenue Gabriel gelangt; er, der sonst nie zu Fuß ging, hatte in der Erregung einen weiten Spaziergang gemacht. An der Treppe seines Klubs blieb er einen Augenblick nachdenklich stehen, dann murmelte er entschlossen vor sich hin: „Nein, ich muß Therese sprechen!"

Er nahm eines der Coupés, die das Trottoir entlang aufgestellt waren, und befahl dem Kutscher: „Rue Saint Jacques!" Als er sich vor dem Thore des Klosters absetzen ließ, schlug es eben fünf Uhr. Therese, die ins Sprechzimmer gerufen worden war, begrüßte ihren Paten wie immer mit ernster, aber freundlicher Miene. Sie kam

aus dem Garten, und die Luft hatte ihre sonst so blassen Wangen mit einem rosigen Hauch gefärbt. Sie sah reizend unter ihrer weißen Flügelhaube aus und bewegte sich mit altgewohnter Grazie, auch in dem groben Wollkleide.

„Ich komme, liebes Kind," begann Bernheimer, „um mich nach deinem Befinden zu erkundigen und um zu fragen, ob du nicht irgend einen Wunsch hast. Du bist ja noch nicht ganz von der Welt abgeschieden; solltest du irgend etwas bedürfen . . ."

„Besten Dank, lieber Pate; ich brauche nichts und bin mit allem zufrieden."

„So willst du also in der That für immer hier bleiben?"

„Gewiß, lieber Pate."

„Genau genommen, hast du eigentlich auch recht, denn in der Welt draußen geht es nicht immer schön zu. Die fürchterlichsten Dinge geschehen, und Leute, deren Glück einem noch so gesichert erschien, sind kreuzunglücklich. . . . Hier im Kloster bist du wenigstens in Sicherheit und fern von allen Kümmernissen . . . hängst nur von dir selbst ab und wirst nicht von einem, der dir Zärtlichkeit und Hingebung schuldig wäre, getäuscht und gequält. Ach, das Leben ist voll Lug und Trug!"

Therese beobachtete Samuel erstaunt und beunruhigt. Nie zuvor hatte sie aus seinem Munde einen solchen Ausbruch von pessimistischer Weltanschauung vernommen. Im Gegenteil, jedesmal, wenn er sie besucht hatte, war er eifrig bestrebt gewesen, sie von dem Schritt, ins Kloster zu gehen, abzubringen. Und jetzt gab er ihr plötzlich recht und behauptete sogar, daß sie einen weisen Entschluß gefaßt habe! Welcher Grund konnte ihn zu diesem Umschlag veranlassen? Auf was wollte er sie vorbereiten? Bei einem so überlegten Manne, wie Bernheimer es war, hatte jedes Wort seine Bedeutung. Sie erwiderte fast wehmütig: „Muß ich heute von den Vorteilen eines freien Lebens sprechen? Muß ich Sie mit der Welt auszusöhnen versuchen? Was konnte bei Ihnen eine solche Mißstimmung hervorrufen?"

Er warf ihr einen sorgenschweren Blick zu, dann sagte er ausweichend: „Ach was! Es war recht unrecht von

mir, mich so gehen zu lassen. Warum soll ich dich beunruhigen? Beschäftigen wir uns lieber mit deiner Person."

„Nein, lieber Pate; ich möchte so gern an Ihren Sorgen Teil nehmen."

„Es ist unnütz, dich mit Dingen zu belästigen, die du nicht ändern kannst."

„Ich kann zu dem beten, der für alles Hilfe hat, daß er sie auch in diesem Falle nicht versage."

„Ja, das ist wahr. Nun denn, liebe Kleine, bete für Raimond, der nicht so glücklich ist, als er es verdient."

Wenn in Bernheimer noch Zweifel vorhanden gewesen wären, daß Therese an allem, was Ploërné betraf, das regste Interesse nahm, in diesem Moment würden sie geschwunden sein. Das junge Mädchen erblaßte bis auf den Tod, ihre Hände begannen zu zittern und Thränen traten ihr in die Augen. Trotzdem hatte sie die Willenskraft, sich aufrecht zu erhalten; nicht einmal ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, kerzengerade stand sie vor Bernheimer, und nur ihre Lippen bewegten sich: sie betete. Samuel betrachtete sie voll Rührung. Er hätte sie so gern in seine Arme gezogen und sie mit einem väterlichen Kusse getröstet, anstatt sie zu quälen, wie er es that. Aber er wollte ihr die Wahrheit entreißen, ohne ihre keusche Seele zu erschrecken, und um den Stolz des jungen Mädchens zu schonen, mußte er es bei seiner Verstellung lassen.

„Ja, siehst du, das ist eine Ehe, in der es jammerwürdig zugeht. Die Gatten verstehen sich gegenseitig nicht. Raimond ist viel zu ernst für Lydia, und trotzdem er sich alle Mühe gibt, ihr zu gefallen, ist sie doch nie zufrieden und benimmt sich nicht so gegen ihn, wie man es erwarten könnte. In der That, die Zukunft verspricht nichts Gutes für die beiden. . . . Wie kommt es nur, daß sie den braven Jungen nicht liebt? Mir ist es unbegreiflich. Er gewährt ihr alles, was sie verlangt, und war nahe daran, sich für sie zu ruinieren, nur, um die Lebensweise, die sie anspricht, zu führen, denn er selbst hat nicht die geringste Neigung zum Luxus, ist die Einfachheit selber. Bei ihr dagegen ist die einzige Beschäftigung ihr Vergnügen; sie denkt an nichts

weiter, als wie sie sich amüsieren kann. Und darin wird sie keine Grenzen kennen . . . nichts wird sie vom Aeußersten zurückschrecken, denn ich glaube nicht, daß sie irgend ein religiöses Prinzip hat, und ihren Mann liebt sie nicht. Was soll daraus werden?“

Therese hatte alles, was ihr Bernheimer mitteilte, wie im Traum mitangehört. Die Vergangenheit lebte wieder in ihr auf und mit ihr das Bild Lydias mit den falschen, egoistischen, sinnlichen Zügen, wie sie auflachend ihr Flehen um Schonung für sich und Raimond zurückgewiesen hatte. All das Unheil, das Lydia anzurichten im stande war, hatte sie auch vollbracht. Der Sieg ihres Ehrgeizes, die Befriedigung ihrer weltlichen Begierden hatte sie nicht milder gestimmt, und selbst in ihrem Triumphe war sie unerbittlich geblieben. Therese murmelte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Sie hat nie Herz gehabt . . . und überdies haßt sie ihn!“

„Sie haßt ihn! Ja, das weiß ich,“ rief Bernheimer lebhaft aus. „Sie hatte ja die Kühnheit, es mir selbst zu sagen. Aber warum nur, warum nur haßt sie ihn!“

Er verstummte, erschreckt darüber, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen. Seine Augen ruhten mit verzehrender Neugier auf Therese, und alles in ihm vibrierte, denn er fühlte, daß er den entscheidenden Punkt getroffen hatte und daß, wenn das junge Mädchen sich nicht von der Erregung des Moments zum Geständnis verleiten ließ, sie nie gestehen würde. Therese war ein verschlossener Charakter. Sie rang verzweifelt die Hände und brach in herzbrechendes Schluchzen aus. „Mein Gott, mein Gott!“ stöhnte sie, aber sie gab kein Wort der Erklärung. Bernheimer machte noch einen äußersten Versuch, in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen; er konnte unmöglich darauf verzichten, jetzt, wo er so nahe vor der Lösung stand.

„Du weißt alles; warum sagst du es mir denn nicht? Ist es denn etwas so Schreckliches?“

„Ich kann es ja nicht sagen, ich darf es nicht!“ klagte das junge Mädchen, indem sie die Hände faltete und abwechslungsweise betete und weinte, die Augen nach dem großen, an der Wand hängenden Christusbild gewandt.

„Hast du Raimond nicht lieb? Weißt du, daß ein Wort von dir ihn retten kann?"

„O, Sie quälen mich zu Tode! Haben Sie doch Erbarmen mit mir!"

„Sage mir nur, warum sie ihn haßt."

„Nein, nein, ich darf nicht!"

„Dich haßt sie auch. Das merke ich seit lange schon. Hat dieser Haß gegen dich denselben Ursprung? . . ."

„Fragen Sie nichts!"

„Willst du warten, bis sie Raimond umbringen läßt?"

Bei diesen Worten blickte Therese fast wie eine Wahnsinnige zu Bernheimer auf, und ihrem Munde entfloh der Verzweiflungsschrei: „Die Unglückliche! Sie will den andern rächen!"

„Den andern!" rief da Bernheimer aus. „Welchen andern?"

„O, ich habe mich verraten! Seit einer halben Stunde quälen Sie mich auch! Sie thun mir sehr weh. Sie sehen doch, daß ich schweigen will. Freilich! . . . Nein, nein, ich darf es nicht . . . das Geheimnis ist nicht das meinige, und wenn Raimond es erfährt, geht er bestimmt daran zu Grunde, aus Ekel und Abscheu. . . . Sie machen mich verrückt mit ihren Fragen . . . lassen Sie mich in Frieden, mein lieber Pate. Und wenn Sie mich ein wenig lieb haben, dann wachen Sie über ihn. . . . Ich ahne, daß er vor einer schrecklichen Gefahr steht, und sie wird ohne Erbarmen gegen ihn vorgehen. Sie kennen sie nicht, haben sie noch nicht am Werk gesehen wie ich! Ich versichere Sie, sie ist ein Ungeheuer!"

Therese schwieg, während ihr die Thränen über die blaß gewordenen Wangen liefen, und auch Samuel konnte seiner Erregung kaum mehr Herr werden. So saßen sie eine Weile stumm nebeneinander, bis endlich Therese sich die Augen trocknete und mit einem Blick der Verzweiflung von neuem begann: „Daß Sie mich in einer Weise ausfragten, wie Sie es gethan haben, zeigt mir, daß über Raimond eine große Gefahr schwebt. Ich habe Ihnen genug verraten, um Ihnen ein Bild davon zu geben, wie

sehr Lydia zu fürchten ist. Wenn Sie die ganze Wahrheit kennen wollen, wenden Sie sich an Herrn von Ploërné selbst. Er allein hat das Recht, Ihnen mitzuteilen, was Ihnen noch unbekannt ist. Wenn Sie ihn aber ausfragen, seien Sie ja recht vorsichtig und machen Sie vor allem keine Anspielung auf seine Frau. . . . Sprechen Sie ihm nur von mir . . . hören Sie, nur von mir . . . dies genügt vollständig, um Ihnen Klarheit zu verschaffen. Jedenfalls wachen Sie über ihn . . . ich sehe ihn in seinem Glück und seinem Leben bedroht!"

Bernheimer faßte nach Thereses Hand, zog sie an sich und bat mit einem letzten Ueberredungsversuch: „Therese, es wäre so viel einfacher, wenn du mir alles selbst erzählen wolltest."

„Nein, es ist unmöglich!" wiederholte das junge Mädchen in bestimmtem Tone. „Rechnen Sie nicht darauf. . . . Wenn ich Schweigen gewahrt habe, wo es sich um mein Leben handelte, werde ich doch nicht sprechen, nachdem das Opfer gebracht ist!"

„So war dein Eintritt ins Kloster die Folge dieses geheimnisvollen Ereignisses?"

„Ich sage nichts weiter, lieber Pate," rief Therese verwirrt aus. „Wenn Sie Mitleid mit mir haben, lassen Sie mich jetzt in Ruhe. Sie thun mir so weh. Leben Sie wohl, Gott behüte Sie . . . und wachen Sie über ihn!"

Sie ließ sich von Samuel küssen, drückte ihm in großer Erregung die Hand und verließ das Empfangszimmer.

Als Bernheimer in dem Coupé, das auf ihn gewartet hatte, davonfuhr, schloß er die Augen und versuchte die Lücken dessen, was er schon gewußt hatte, mit Thereses Mitteilungen auszufüllen. Die feststehende Thatsache, daß Lydia Ploërné vernichten wollte, überragte alles andre. Und warum wollte sie das? Um „den andern" zu rächen. Wer war der andre, wo und wann war er aufgetaucht? Lebte er? War er tot? Ja, tot mußte er sein, da es sich darum handelte, ihn zu rächen. „Von der Hand Raimonds getötet," wagte sich Bernheimer nicht zu sagen; „durch Raimonds

Schuld ums Leben gekommen," meinte er. Unter welchen Umständen? Zu welcher Zeit, an welchem Ort und aus welchen Gründen?

Bernheimer war nicht weit von der Wahrheit entfernt, aber die Entstehungsursachen kannte er nicht und konnte er nicht kennen. Dem Duell von Toulon war damals eine so vorsichtig gehaltene gerichtliche Untersuchung gefolgt, daß nie etwas darüber in die Oeffentlichkeit hatte dringen können. Die Presse, diese Hauptverbreiterin allen Skandals, war von der Gerichtsbarkeit nicht benachrichtigt worden. Nach den von der Behörde angestellten Nachforschungen in Giranis Papieren war der Marinepräfektur die Mitteilung zugegangen, daß die Offiziere der Flotte gewisse Fremde mit zu viel Vertrauen in ihren Kreisen verkehren ließen. Listel, Houchard und ihre Kameraden waren froh, nachdem sie einen ernsten Verweis von ihrem Chef erhalten hatten, nicht weiter mit der Sache behelligt zu werden.

Bernheimer hatte daher selbstverständlich nichts von jenen Vorgängen in Beaulieu erfahren können, sonst wäre ihm ja alles in einer Sekunde klar gewesen. Aber er hielt den Faden zum Labyrinth in Händen, und bei einem so scharfen Verstande, wie dem seinen, hieß dies fast sicher, das Ziel erreichen. Er war überzeugt, daß sich die Dinge im Hause Ploërné zuspitzten und daß demnächst eine Katastrophe eintreten mußte; ebenso fest war er entschlossen, handelnd einzugreifen. Zwischen Raimond und Therese auf der einen Seite, und Lydia auf der andern schwankte er nicht mehr. In Therese und Raimond verkörperte sich ihm die gute Sache, und die schlechte in der kleinen Hexe von Kreolin, die ihn durch ihre Grazie und ihr bezauberndes Wesen so verblendet hatte, daß es in ihrer Nähe gar schlecht um seinen Scharfsinn und seine Beobachtungsgabe bestellt gewesen war, ein Talent, das ihm in seinem Leben schon so gute Dienste geleistet hatte. Er sagte sich: „Wenn sie ihre Heuchelei noch ein wenig weiter getrieben und mir eine Komödie der Reue aufgespielt hätte, anstatt sich kühn zu demaskieren, wäre ich jetzt hübsch angeführt und beugte

mich weiter unter ihrem Scepter. Ich hätte ihr dann ein paar Vorwürfe gemacht, ihr wohlmeinenden Rat gegeben, ihr die Hände gestreichelt, sie väterlich geküßt, um sie über ihren Kummer und ihre Schande zu trösten, und sie hätte mich zur Schlußkatastrophe geführt, ohne daß ich etwas durchschaut, oder etwas andres gesehen hätte, als was sie mir zu zeigen Lust gehabt hätte: ihre schönen Augen, ihre reizenden Zähne und ihre so begehrenswerte Gestalt. Dagegen läßt sich eben nichts einwenden: eine entzückende Frau ist und beibt sie! Ah! Wenn man schlecht sein wollte, wie man sie jetzt dank ihrer Unvorsichtigkeit zu allem brächte. Ja, schon um meine Neutralität, geschweige denn um meine Mithilfe zu bezahlen, würde die schöne Gräfin sich willfährig zeigen!

Es überlief ihn siedendheiß. Seine ungezügelte Phantasie gaukelte ihm verführerische Bilder vor die Seele und flüsterte ihm schlimme Ratschläge ins Ohr: „Was geht dich die Tugend an! Das gute Recht, was ist es dir? Erkennst du ein andres Gesetz an, als den Erfolg? Die, welche Erfolg haben, behalten stets recht. Willst du denn die Menschheit reformieren? Alle Männer sind Tölpel und alle Weiber sind nichts wert. Nur deine Wünsche sind das Wahre; das Vergnügen ist das einzig Lohnende. Ei, ei, Bernheimer, seit wann willst du denn aus der Moral Kapital schlagen? Das wird dich gereuen, und Lydia wird dich weidlich auslachen. Denke doch an das Glück ihres Besitzes. Welche Freude! Und welche Genugthuung für deine Eitelkeit! Was schert dich der Mann, der es nicht verstanden hat, das herrliche Geschöpf für sich zu gewinnen. Willst du dich jetzt auf die Seite der Ehemänner stellen, nachdem du stets die Sache der Frauen geführt hast? Das wäre ja recht komisch und gäbe Stoff genug zum Lachen. Dieser Raimond ist doch genau besehen ein Einfaltspinsel, und was Therese anbelangt . . .“

Die Erinnerung an sein Patenkind verscheuchte sofort die verführerischen Bilder, die Samuels Phantasie aufreizten. „Sie ist noch gefährlicher, als ich dachte, diese Lydia,“ sagte er sich, „wenn schon der Gedanke an ihre Schönheit genügt,

meine Entschlüsse ins Wanken zu bringen. Aufgepaßt, alter Kerl! Nimm dich zusammen und mache deine Sache gut! Meine arme kleine Therese hat es ja gesagt: Sie ist ein Ungeheuer. Lassen wir daher keine Minute unnütz verstreichen, und damit ich vor allem einmal weiß, woran ich bin, muß ich Ploërné auszuholen versuchen."

Neuntes Kapitel.

Seit sich Bernheimer vom Comptoir zurückgezogen hatte, waren die Aktien mehr als je in die Höhe gegangen. Man hätte glauben können, daß er allein der großartigen Hausse im Wege gestanden habe. Samuel betrachtete sich als frei, seitdem er durch Herzog, einen luxemburgischen Financier, ersetzt worden war, und folgte neugierig den verschiedenen Phasen des Kampfes zwischen der Haute-Finance und den großen aristokratischen Vermögen; doch beteiligte er sich aus Taktgefühl nicht an dem Kampfe. Den Krach setzte er übrigens als unausbleiblich voraus, und mit dem ihm besonders eignen Spürsinn, der ihn noch nie im Stiche gelassen hatte, fühlte er das Herannahen der Baisse. Die Regierung begann sich ernstlich über den Niedergang der Rente und der Eisenbahnobligationen zu ängstigen und in den Besitzern der siegreichen Wertpapiere Feinde zu sehen, weshalb auch sie sich an dem Kampfe beteiligte. Sie wollte mit einem Schlag ihre Gegner vernichten, indem sie die neue Gründung ruinierte. Die Situation wurde daher recht kritisch.

Was jedoch Bernheimer beunruhigte, flößte im Gegenteil den Aktionären erst recht Vertrauen ein. Je länger die Hausse anhielt, desto mehr steigerte sich ihr leichtgläubiger Enthusiasmus. In den Klubs, in den Salons sprach man von nichts andrem mehr, als vom Comptoir, und in einer Woche wurden Vermögen gemacht und verloren, je nachdem sich die Spekulanten auf Hausse oder Baisse eingerichtet hatten. Sogar die Vorsichtigsten ergriff ein wahrer Taumel, und die Aktien, die um das Fünffache ihres Wertes gestiegen waren, schienen einen Gewinn ohne Grenzen ab-

werfen zu wollen. Diejenigen, die ihr ganzes Kapital in das Unternehmen gesteckt hatten und von den glänzenden Resultaten berauscht worden waren, spielten gierig weiter und wiesen die schüchternen Warnungen, die gute Freunde zuweilen wagten, mit Hohn zurück. Die Aufregung ging durch alle Schichten der Gesellschaft, und die so mächtige Haute-Finance kam ins Wanken. Man erzählte sich von den Verlusten des Syndikats, das gegen das Comptoir zusammengetreten war und schon dreimal sein Kapital hatte erneuern müssen, Verluste, die sich auf Millionen beliefen. Endlich brach an der Börse eine Panik aus. Die Vernünftigsten und Erfahrensten, die durch dieses unaufhörliche Steigen des Comptoir, das dem Ansturm einer Ueberschwemmung glich, in Angst gerieten, verloren den Kopf, veränderten ihr Spiel und spekulierten auf Baisse, um sich für den Fall eines Unglücks sicher zu stellen.

Nur Bernheimer, der täglich an der Börse zu sehen war, blieb von all dem unberührt. Seinen Freunden, die ihn um Rat fragten, gab er stets dieselbe Antwort: „Seid vorsichtig, macht euren Gewinn, wenn ihr einen habt, zu Geld und rührt keine Hand mehr in der Sache.“ Lydias Aktien hatte er verkauft und eine Million zweimalhunderttausend Franken dafür erlöst. Er band die Banknoten in ein Paket zusammen, kaufte eine hübsche Kassette, verschloß darin das enorme Bündel Papiere und fuhr nach der Rue Rembrandt.

Er hatte die Gräfin seit jenem verunglückten Rendezvous mit Roquière, und Ploërné seit einer Woche nicht mehr gesehen, und wünschte daher sehr, sie und vor allem Raimond zu Hause anzutreffen. Lydia empfing ihn, halb ausgestreckt auf der Chaiselongue liegend, in ihrem kleinen Salon. Während sie ihm die Hand hinhielt, auf die er sonst einen heißen Kuß zu drücken pflegte, fiel ihr halbweiter Aermel zurück und zeigte ihren runden, frischen, marmorweißen, verführerisch schönen Arm. Aber er hatte einen festen Entschluß gefaßt und drückte ihr nur leicht die Hand, die sie ihm zum Kusse bot. Sie sah ihn spöttisch an und fragte in kindlichem Tone: „Ist es

aus mit unsrer Freundschaft? Fühlt Ihr Herz nichts mehr für mich?"

Ach, welche Macht sie noch über ihn hatte! Wie er noch unter dem Wohllaut ihrer Stimme und unter der Zärtlichkeit ihres Blickes erbebte. Er mußte sich innerlich einen Ruck geben, um nicht wieder ihrem gefährlichen Zauber zu unterliegen. Trotzdem erwiderte er mit erkünstelter Gutmütigkeit: „Wieso kommen Sie auf einen solchen Verdacht? Womit habe ich ihn verdient?"

„Sie sind heute so kalt gegen mich, Sam. O, versuchen Sie nicht erst zu leugnen. Ich lasse mich nicht täuschen und weiß ganz wohl, ob man mich liebt oder nicht."

Er that beleidigt.

„Es würde mir ja doch nichts nützen, wenn ich Sie liebte!"

„Das kann man nicht wissen. Sie haben nicht genug Geduld, lieber Sam."

„Dazu hat man auch in meinem Alter keine Zeit mehr."

„In ihrem Alter? Was für ein unglaublicher Heuchler Sie sind! Ich bin aber doch wenigstens noch jung?"

Aus den letzten Worten fühlte er eine gegen sich gerichtete Spitze durch, die ihn in seinem wundesten Punkte traf, und mit gerunzelten Brauen entgegnete er: „Ja, noch sehr jung, in der That!"

„Sie macht sich noch obendrein über mich lustig!" dachte er. „Auf meine Kosten bin ich bei ihr nicht gekommen. Spielen wir wenigstens den Tugendsamen!"

Damit griff er nach der Kassette und legte sie der jungen Frau in den Schoß.

„Jetzt, wo ich Ihnen nicht einmal mehr werde dienlich sein können," sagte er, „werde ich in Ihren Augen gar kein Verdienst mehr haben. Hier überreiche ich Ihnen das Ergebnis der Spekulationen, die Sie durch mich unternommen haben. Sie vertrauten mir zweimalhunderttausend Franken an; ich bringe Ihnen das Sechsfache, eine Million Gewinn. Von nun ab werden Sie von niemand mehr abhängen, und wenn Ihre Launen Sie in eine schiefe Lage versetzen sollten, so haben Sie wenigstens immer etwas, wovon Sie leben können."

Er wartete auf ein Dankeswort; sie erwiderte aber sehr trocken: „Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, lieber Freund, aber vielleicht haben Sie die Papiere doch ein wenig vorschnell zu Geld gemacht. Seitdem Sie verkauften, sind die Aktien immerfort gestiegen: ich verliere dadurch eine beträchtliche Summe."

Sie schaute ihn prüfend an, und er sah, daß sie sich fragte, ob er in der That so scharfsinnig sei, wie man ihn schilderte, und wie sie bisher geglaubt hatte. „Jetzt hält sie mich auch noch für einen Dummkopf!" dachte er. „Das ist ja recht nett!"

Laut sagte er: „Seien Sie nicht zu vertrauensselig. Nichts kommt einem schönen Gewinn gleich, den man sicher in seiner Kasse eingeschlossen hat. Sie erfreuen sich eines solchen Gewinnes; setzen Sie ihn nicht mehr aufs Spiel."

Er hatte sich erhoben, um sich zu verabschieden. Da überkam sie die Furcht, er möchte beleidigt fortgehen, stand von ihrer Chaiselongue auf, trat auf ihn zu und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Wir wollen lieber nicht mehr von Geschäften sprechen, nicht wahr? Diese abscheulichen Zahlen werfen ihre Schatten über alles. Seien Sie doch ein wenig liebenswürdig und zeigen Sie mir nicht nur Ihr Börsengesicht, das ich nicht leiden kann. Geben Sie sich ein wenig Mühe, mir zu gefallen."

„Ich habe alles aufgeboten, was in meinen Kräften steht, und verzweifle vollständig am Erfolg."

„Sie haben Ihren mutlosen Tag heute."

„Nein, meinen klugen Tag."

„Und was rief diese Klugheit ins Leben?"

„Die Tollheiten der andern."

Lydia runzelte die Brauen, denn sie war nicht an Widerstand gewohnt, wie ihn ihr Bernheimer zu bieten wagte. Sie war innerlich empört über ihn und wurde wieder so abweisend und kalt, wie in dem Augenblick, wo sie ihm als Dank für ein Vermögen vorgeworfen hatte, daß sie durch seine Schuld eine Einbuße erleide. Er fühlte sich gekränkt, während sie ungehalten über ihn war, und so schieden sie mit fast feindseligen Gefühlen voneinander. Kaum aber hatte der

Bankier die Thür hinter sich geschlossen, als Lydia sich keinen Zwang mehr anthat und in ein höhnisches Lachen ausbrach.

„Alter Dummkopf!" murmelte sie. „Wenn ich nur wollte, mit einer einzigen Handbewegung hätte ich dich wieder zu meinen Füßen. Aber ich habe ja aus dir herausgeholt, was ich wollte ... für den Moment wenigstens. ... Ein Vermögen ... das ist es in der That, und jetzt brauche ich für die Zukunft keine Angst mehr zu haben."

Sie öffnete die Kassette, zählte die Banknoten und verschloß alles in ihrem Schreibtisch.

Als Bernheimer aus Lydias Salon trat, fragte er, ob Ploërné zu Hause sei, und auf die bejahende Antwort des Dieners begab er sich zu dem Grafen, der schreibend an einem Tische saß. Er erhob sich lebhaft, als er seines Besuches ansichtig wurde, und begrüßte ihn freudig.

„Ah, Sie sind es, mein lieber Bernheimer! Was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen? Meist wird ja nur meine Frau beehrt. Nehmen Sie sich in acht, Sie richten mir schließlich noch ein Unheil an. ..."

„Ich komme soeben von der Gräfin," unterbrach ihn Bernheimer. „Ich möchte Sie aber auch noch sprechen."

„Mein Gott, doch nichts Schlimmes?"

„Sie sind bei dem Comptoir beteiligt, nicht wahr, und zwar sehr stark?"

„Gewiß. ..."

„Hat Ihnen Ihre Frau vor zwei Tagen geraten, zu verkaufen?"

„Im Gegenteil, sie veranlaßte mich zum Kaufen."

Bernheimer, so sehr er Herr seiner selbst zu sein pflegte, konnte eine Bewegung des Schrecks nicht unterdrücken. Lydias Plan begann ihm klar zu werden. Er fragte nochmals: „Irren Sie sich nicht vielleicht, wenn Sie sagen, daß sie Ihnen zu kaufen geraten hat?"

„Wie sollte ich mich irren! Ich habe in ihrem Beisein an meinen Wechselmakler geschrieben."

„Wer ist Ihr Makler?"

„Trésorier."

„Haben Sie ihn inzwischen gesprochen?"

„Nein. Wozu auch?“

„Wozu auch! Mein Gott, Sie scheinen in der That keine Ahnung davon zu haben, was Sie thun und was vorgeht!“

„Ich verkehre beständig mit dem Verwaltungsrat des Comptoirs, zu dem mehrere meiner besten Freunde gehören, und weiß von dem Kampfe, der sich zwischen den großen Banken und unsrer Gesellschaft abspielt. ... Ich weiß ebenfalls, daß wir stets und überall als Sieger daraus hervorgehen.“

„Nicht wahr, Ploërné, Sie haben Vertrauen zu mir? Wollen Sie mir einen offenen Einblick in Ihre Geschäfte gestatten? Sie wissen, daß ich Ihre Mitteilungen nicht mißbrauchen werde. ... Ich kenne das Comptoir besser, als irgend jemand sonst, und kann Ihnen guten Rat erteilen.“

„Lieber Freund, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen, aber ich glaube, daß Sie von vornherein gegen alles, was mit dem Comptoir zusammenhängt, eingenommen sind ... Sie haben die Direktion niedergelegt ... Sie haben keinen Glauben mehr daran. ... Und trotzdem, seit Sie ausgeschieden sind ...“

„Zum Kuckuck auch!“ rief Bernheimer aus. „Warum bin ich ausgeschieden? Weil ich meinen Namen nicht zu einer Hausse hergeben wollte, die ich für toll halte; weil ich die Verantwortlichkeit dafür nicht länger tragen wollte. ... Ich gelte doch wahrhaftig nicht für ängstlich an der Börse ... man muß ganz und gar blind sein, wenn man die Gründe meines Rückzugs nicht durchschaut!“

„Man kann doch aber vor den bestehenden Thatsachen die Augen nicht verschließen ... die Aktien steigen beständig ... und immer mehr.“

„Das kann nicht andauern.“

„Und warum nicht?“

„Weil, wenn man zu stark an einer Schnur zieht, sie endlich reißen muß.“

„Sie wird schon halten.“

Dieser hartnäckige Widerstand war Bernheimer unerklärlich. Es lag etwas wie eine persönliche Verteidigung in der [illegible]gung, mit der Ploërné antwortete, und der Bankier

wollte ihn noch weiter hineintreiben, um herauszubringen, was er eigentlich davon zu halten hätte.

„Lieber Freund, Sie sind ja Feuer und Flamme für das Comptoir. Ich bin erstaunt darüber, denn noch vor wenigen Monaten, als es sich darum handelte, Sie zur Beteiligung zu veranlassen, war Ihre Abneigung ebenso stark, wie jetzt Ihr Eifer für die Sache groß ist."

„Ich ahnte damals noch nicht, mit wem ich mich einlassen würde."

„Und jetzt wissen Sie es?"

„Ja. Es sind lauter Freunde von mir."

„Gerade das erschreckt mich am meisten. Daß das Unternehmen von Herzog, dem größten Halunken, den es auf Gottes Erdboden gibt, geleitet wird, das wäre das Schlimmste noch nicht. Aber ein Verwaltungsrat, der sich aus der Aristokratie zusammensetzt . . ."

„Sagen Sie nichts Schlechtes über den Verwaltungsrat," unterbrach ihn Raimond, „seit gestern gehöre ich ihm an."

Wenn ihm der ganze Plafond auf den Kopf gestürzt wäre, hätte Bernheimer nicht betäubter dastehen können, als bei diesen Worten. Er gehörte jedoch nicht zu denen, die sich lange einer Schwäche hingeben. Purpurrot im Gesicht fragte er: „Raimond, wer konnte Ihnen so etwas raten?"

„Meine Frau."

„Es kann doch hoffentlich noch rückgängig gemacht werden?"

„Ich habe meine Unterschrift gegeben."

Da schlug Bernheimer so furchtbar mit der Faust auf den Tisch und stieß einen so derben Fluch aus, daß Ploërné erschreckt zusammenfuhr.

„Sind Sie denn ganz von Sinnen? Und sie . . . sie . . ."

Er wollte sagen: „ist doch von mir über alles genau unterrichtet worden," aber er hielt noch rechtzeitig an sich und fuhr fort: „Gott sei Dank, daß es noch nicht zu spät ist! . . . Sie haben sich da etwas Nettes eingebrockt . . . und ganz in der Stille. . . . Haben Sie schon einer Sitzung beigewohnt?"

„Ja, gestern abend."

„Das wird vielleicht noch hingehen. ... Da setzen Sie sich gleich hin und zeigen Sie Ihren Rücktritt an!“

„Das ist unmöglich.“

„Unmöglich? Unmöglich ist nur, daß Sie dabei bleiben. ... Mein Gott, wollen Sie denn gar nicht begreifen? Haben Sie vielleicht Lust, vors Schwurgericht zu kommen?“

„Vors Schwurgericht?“

„Wie Sie sagen ... darauf müssen Sie gefaßt sein. ... Soll ich Ihnen erklären, wie eine Hausse, wie diese hier, in Scene gesetzt wird? Das wird ganz einfach so gemacht, daß die Direktion des Comptoirs mit dem Aktienkapital der Gesellschaft ihre eignen Aktien aufkaufen läßt. ... Weil ich mich nicht für diesen Kniff hergeben wollte, habe ich mein Amt niedergelegt ... die Kasse ist voll von Aktien, die auf Kosten der Gesellschaft erworben sind. ... Aber eine derartige Machination findet auch einmal ihr Ende, und an dem Tag, wo dieses Ende da ist, werden Sie einen schwindelerregenden Zusammensturz erleben.“

„Von dem allem hat der Verwaltungsrat keine Ahnung.“

„Der Verwaltungsrat ist eben aus lauter Leuten zusammengesetzt, die in Geldfragen nicht die geringste Erfahrung haben; sie sind die Träger wohlklingender Namen und lassen sich von ein paar Wagehalsen leiten, die ganz in Händen der Direktion sind.“

„Aber die Direktion ...“

„Von der wollen wir lieber gar nicht sprechen ... das ist das beste, was wir thun können.“

„Was beweist mir, daß Sie gut unterrichtet sind?“

„Eigensinniger Mensch, Sie! Komme ich denn nicht geraden Weges aus der Räuberhöhle!“

Nun ward Ploërné nachdenklich, dann näherte er sich Bernheimer, der ans Fenster getreten war und erregt gegen die Scheiben trommelte.

„Ermächtigen Sie mich, meinen Freunden vom Verwaltungsrat Ihre Worte zu wiederholen?“

„Ums Himmels willen nicht! Wollen Sie, daß man mich morgen beschuldigt, eine Panik hervorgerufen zu haben?

Ich gebe Ihnen persönlich meinen Rat, richten Sie sich danach; aber nur Sie."

„Es ist mir unmöglich, meine Freunde in einem solchen Moment im Stiche zu lassen," entgegnete Ploërné entschlossen.

„Verlieren Sie denn vollständig den Verstand?" schrie Bernheimer den Grafen an. „Es handelt sich um eine Börsenangelegenheit und um keine Verschwörung ... wollen Sie den Märtyrer spielen? Halten Sie sich für einen Verräter, weil Sie so klug sind, sich zu sichern?"

„Während ich meine Freunde ins Verderben rennen lasse?"

„Das geschieht denen gerade recht! Meinen Sie denn, die hören mehr auf Sie, als auf mich? Ich habe das äußerste aufgeboten, um ihnen die Augen zu öffnen ... zum Dank haben sie mich beleidigt und beschimpft ... mögen sie sich aufknüpfen, mir kann's recht sein. Was sie verlieren, gewinnt ein andrer ... wer eben dann der Gerupfte ist, hat das Nachsehen. Ihnen aber will ich unter allen Umständen aus der Patsche helfen. Nehmen Sie doch Vernunft an und seien Sie nicht so bockbeinig. ... Da, schreiben Sie die paar Zeilen, und Sie sind außer Gefahr."

„Alle oder keiner."

„Zum Teufel auch!" rief Samuel heftig aus. „Sie belohnen mich schlecht für meinen guten Willen."

„Ich will mit meinem Entschlusse noch warten."

„Schön, warten Sie noch. Prüfen Sie, halten Sie Umschau."

Bernheimer, so genau er auch unterrichtet war, hielt die Katastrophe für noch nicht unmittelbar bevorstehend. Das Zugeständnis, das er Ploërnés Eigensinn machte, sollte bald von schweren Folgen begleitet sein.

„Meiner Frau kann ich aber doch alles erzählen, was Sie mir mitgeteilt haben?"

„Nein, kein Wort."

„So, also Lydia ist Ihre Vertraute nicht mehr?" meinte Ploërné lächelnd.

„Lassen wir die Frauen aus dem Spiel, wo es sich um so ernste Dinge handelt! Wollen Sie mir Ihr Wort

geben, daß Sie das tiefste Schweigen über alles, was ich Ihnen gesagt habe, bewahren werden?"

„Ja."

„Gut. Aber, bitte, schenken Sie mir Glauben und verlieren Sie keine Zeit ... und vor allem verkaufen Sie .. verkaufen Sie!"

„In jedem Falle danke ich Ihnen herzlich für den Anteil, den Sie an mir nehmen."

„Es interessiert sich eben jemand, den ich sehr lieb habe, lebhaft für Sie."

„Wer könnte das sein?" fragte Raimond erstaunt.

„Therese."

Ploërné entfärbte sich, und seine Züge nahmen einen bekümmerten Ausdruck an.

„Ah, so! Therese ... ja ... Sie haben sie wohl erst vor kurzem gesehen?"

„Ich kam direkt von ihr hierher."

„Arme Therese!"

„Warum bemitleiden Sie das gute Kind ... sie fühlt sich sehr glücklich."

„Sehr glücklich?" wiederholte der Graf. „Wohl ihr, wenn dem so ist. Hat sie mit Ihnen über mich gesprochen ... und in günstiger Weise?"

„Wie sollte dies anders möglich sein!"

Ploërné blickte zu Boden und schwieg.

„Sie machen es gerade wie Therese," fuhr Bernheimer fort. „Wenn ich mit ihr von Ihnen spreche, blickt sie zu Boden und sagt: Armer Raimond!"

Bei diesen Worten verlor Ploërné vollständig die Fassung. Er errötete, seine Augen blickten unstät und er sah verwirrt und beschämt aus. Er dachte bei sich: „Warum bedauert sie mich? Hält sie mich für unglücklich? Auf welche Anzeichen hin? Seit meiner Verheiratung sind wir getrennt. Da müßte ihr Mitleid Thatsachen entspringen, die sich vor meiner Hochzeit zugetragen haben. Was also kann es sein?" Er erbebte und ballte die Fäuste. Alles, was ihm wie eine Anspielung auf die so schmerzlichen Ereignisse nach seiner Heimkehr erschien, war für ihn eine

Tortur. Er hatte über jene dunkle Zeit seines Lebens Schweigen bewahrt, aber er hatte sie deshalb doch nicht zu vergessen vermocht. Ein Zweifel blieb in seinem Innern bestehen, einem Feuer gleich, das unter der Asche glimmt, und das der leiseste Hauch zu neuem Leben anzufachen im stande ist. Bernheimers Bemerkung hatte diesen Zweifel wieder in ihm aufgerührt; er vergaß die Gegenwart des Bankiers, vergaß seine finanziellen Sorgen und hing seinen unheilvollen Gedanken nach. Warum sagte Therese: „Armer Raimond"? Er war doch der Henker, und sie das Opfer, und trotzdem kam das Mitleid von ihrer Seite! Konnte sie denn außer Abscheu und Haß irgend ein andres Gefühl für ihn haben? Und dennoch bat sie Bernheimer, sich für ihn zu interessieren?

Die Erinnerung an seine Unterhaltung mit der Novize auf dem Bazar fiel ihm wieder ein, und die milde, liebevolle Art, wie sie ihm begegnet war, erhöhte nur noch seine Zweifel. Nein, sie haßte ihn nicht; er flößte ihr keinen Abscheu ein. Hatte er ihr denn aber nicht ein großes Leid zugefügt, außer wenn. . . . Und vor diesem „außer wenn" schreckte er wie vor einem gähnenden Abgrund zurück, in den man nicht zu blicken wagt, aus Furcht vor dem, was man darin entdecken könnte. Ihm war, als vernehme er Lydias Lachen, und dies Lachen klang falsch und grausam; im Halbdunkel des sinkenden Tages vermeinte er ihre Züge vor sich zu sehen, und diese Züge starrten ihn herausfordernd und höhnisch an. In plötzlicher, schrecklicher Verwandlung erschien ihm die, welche er bisher für edel und rein gehalten hatte, als die Gefallene, als die Verworfene, und sie war die Frau, die seinen Namen trug, der er alles opferte, sogar Therese, die er ins Kloster getrieben hatte, und die noch immer für ihn betete. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und murmelte: „Wie soll ich es je erfahren?"

Erst die Stimme Bernheimers, der da fragte: „Was erfahren?" versetzte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er fuhr zusammen und schaute erstaunt zu dem Bankier auf. Eine unwiderstehliche Neugier drängte ihn zu der Frage: „Hat

Ihnen Therese je anvertraut, warum sie sich in ein Kloster zurückzog?“

„Wenn ich nach der Ursache forschte, behauptete sie stets, den Beruf dazu in sich gefühlt zu haben ... ich habe es ihr aber nie geglaubt. ... Jetzt, als ich es von neuem versuchte, ein Geständnis aus ihr herauszupressen, rief sie einmal erregt aus: ‚Wenn Sie meine Gründe kennen wollen, fragen Sie Herrn de Ploërné danach.‘“

„Das hat sie Ihnen zur Antwort gegeben? Und wie sagte sie es? Im Zorn? Indem sie mir fluchte?“

„O nein, durchaus nicht! Sie sprach von Ihnen stets nur in Ausdrücken der größten Zuneigung.“

„Dies ist unmöglich!“ unterbrach ihn Raimond mit halb erstickter Stimme, „oder alles kommt wieder in Frage!“

„Alles ... so erklären Sie mir doch, was Sie meinen.“

„Sie muß mich hassen, sage ich Ihnen; es ist gar nicht anders möglich! Habe ich nicht den mit meiner Hand ins Gesicht geschlagen, den sie liebte; habe ich ihn nicht tödlich beleidigt! ... Ich wußte ja noch nicht, daß er von ihr geliebt wurde. Hätte er nur den Mund aufgethan, der Elende, so hätte er sich retten können. ... Er weigerte sich aber ... und da habe ich ihn erschossen.“

„Erschossen! ... Und sie liebte ihn. Sind Sie dessen gewiß?“

„Sie hat es mir ja selbst eingestanden an dem entsetzlichen Abend, wo ich sie bei dem Rendezvous überraschte, das sie mit dem Unglückseligen verabredet hatte.“

„Therese ein Rendezvous!“ unterbrach ihn Bernheimer erstaunt. „Sie sind wohl verrückt!“

„Wenn der Betreffende nicht um ihretwillen kam, um wen denn sonst?“ schrie Ploërné fassungslos auf. „Da zwingen Sie mich wieder in das schreckliche Problem hinein, mit dem ich mir schon so oft das Gehirn zermartert habe! Wenn es Therese nicht war, wer ist es dann gewesen?“

Samuel blieb stumm.

„So antworten Sie doch!“ rief der junge Mann mit zitternder Stimme aus. „Was glauben Sie ... oder vielmehr, was hat Ihnen Therese erzählt?“

„Nichts, auf Ehre!“

„Was bezweckte sie dann mit der Aufforderung, daß Sie mich nach den Gründen für ihren Eintritt ins Kloster fragen sollten?“

„Lieber Freund, verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen erkläre, was ich selbst nicht weiß. Vielleicht spielte mein Patenkind auf den Entschluß an, den sie schon gleich nach ihrer Mutter Tod gefaßt hatte und den Sie niedergekämpft haben.“

„Nein, das ist es nicht.“

„Dann kann ich Ihnen nicht die geringste Aufklärung geben. Im Gegenteil, ich erwartete sie von Ihnen ... Sie haben mir den Einblick in entsetzliche Dinge eröffnet.“

„Aber ich konnte Sie nicht überzeugen?“

„Sie haben mich überrascht.“

„Sie finden es unwahrscheinlich?“

„Wenn Therese, wie Sie vorhin sagten, selbst ein Geständnis abgelegt hat ...“

Ploërné versank ein paar Augenblicke in Nachdenken, dann zwang er sich zu der Frage: „Konnte sie nicht einen Zweck damit verbunden haben?“

„Sie sollte sich vorsätzlich angeklagt haben, wenn sie unschuldig ist? Das dürfen Sie nicht annehmen, lieber Ploërné.“

„Und doch habe ich es oft gedacht und bin fast daran zu Grunde gegangen. Sie haben mich seit einem Jahre häufig traurig, verstimmt und zerstreut gesehen. ... Es befanden sich damals zwei Mädchen im Hause, als jener Elende kam ... zwei Mädchen: Therese und Lydia. Ahnen Sie, Bernheimer, was ich mich trotz Thereses Geständnis fragen mußte?“

„Ich sagte vorhin, Sie seien verrückt,“ erwiderte Samuel; „jetzt sind Sie es aber vollends! Quälen Sie sich doch nicht unnötig, Raimond. Therese wird schwerlich gelogen haben; dafür spricht leider alles. Sie hat eben auch einmal ihre schwache Stunde gehabt, die sie mit einem ganzen Leben voll Aufopferung und Wohlthun sühnen wird. Glauben Sie nichts andres, als was Therese selbst wünscht,

daß Sie glauben sollen. ... Vergiften Sie sich Ihr Leben nicht. Sie besitzen alles, um glücklich zu sein. ... Adieu, Raimond, seien Sie vernünftig!"

Bei diesen Worten füllten sich Ploërnés Augen mit Thränen. Er erblaßte und faßte nach Bernheimers Hand, die er mit aller Macht drückte. „Danke, Bernheimer ... leben Sie wohl!" stammelte er. Dann eilte er verzweifelt ins Nebenzimmer.

Samuel entfernte sich sehr erregt. Als er die Treppe hinabstieg, dachte er: „Jetzt ist mir alles klar wie die Sonne. Also Lydia ist die Sünderin. Wenn es die Entscheidung galt, ob Therese oder Lydia die Schuldige sei, wie sehr von Leidenschaft verblendet mußte der arme Junge sein, wenn er auch nur einen Moment in seinem Urteil schwanken konnte. Als ob das nicht sofort in die Augen springen müßte, daß diese bezaubernde Teufelin die Tollheit begangen hatte. ... Und wie sich die Umstände verketten. ... Das in Wut gebrachte junge Mädchen konnte Ploërné den Tod ihres Geliebten nicht verzeihen, und jetzt als seine Frau plant sie, ihn durch Roquière ums Leben bringen zu lassen. Therese irrte sich also nicht, und ihr Ausruf: ‚Sie will den andern rächen', ist in wenig Worten der Kernpunkt der ganzen Geschichte. Warum hat sich Therese aber für Lydia geopfert? Warum hat sie einen Fehltritt auf sich genommen, den sie gar nicht begangen hat?"

Er schlug sich heftig mit der Hand gegen die Stirne: „Dummkopf, der ich bin! Therese liebt Raimond. Als sie ihn unter dem furchtbaren Verdachte leiden sah und ihn zu jedem Gewaltakt bereit fand, hat sie Lydia von Schuld frei gesprochen, um den Armen vor der äußersten Verzweiflung zu retten. ... Ja, ihre blauen Augen lügen nicht, und sie hatte den Heroismus, ihre Liebe, ihre Ehre, alles zu opfern, zur größten Genugthuung einer Verworfenen, die sie auslacht und mit dem Gedanken umgeht, ihren Gatten hinschlachten zu lassen. Nein, das soll und darf nicht geschehen!"

Bernheimer, der inzwischen aus dem Hause getreten war, nahm einen Wagen und fuhr nach seiner Wohnung.

Selbst unterwegs kam er auf keinen andern Gedanken, und während er durch die Straßen dahinrollte, dachte er: „Ich halte die Fäden der Intrigue in Händen. Lydia, die ein Ungeheuer an Bosheit ist, das steht fest, hat ihre Rache so eingefädelt, daß der, den sie haßt, unwiderruflich verloren ist. Sie verwickelt ihn in ein Finanzunternehmen, bei dem er sein Vermögen und sein Leben einbüßen muß, denn wenn er sich in seiner Ehre bedroht sieht, schießt er sich eine Kugel vor den Kopf, dazu kenne ich ihn genau genug. Und für den unwahrscheinlichen Fall, daß er nicht zu diesem äußersten Mittel greifen sollte, hält sie sich einen Raufbold in Reserve, der sie von ihrem Gatten befreien soll. Ich habe ihr als Hauptkraft in ihren Plänen gedient ... wie einen Hampelmann hat sie mich an der Schnur tanzen lassen ... ob sie sich recht über mich lustig gemacht hat? Vielleicht gar mit Roquière ... o, wenn ich es wüßte! Nun, was könnte ich dann weiter thun, als ich ohnehin schon thun möchte, da ich die Geschichte doch nicht ruhig mitansehen werde, ohne einzugreifen; das ist Gewissenspflicht. Aber wie fange ich es nur an? Raimond aufklären? Unmöglich. Lydia dahinbringen, auf halbem Wege umzukehren, wenn sie ihr Ziel beinahe schon erreicht hat? Unmöglich. Roquière sagen, welche Rolle ihm zugeteilt ist? Unmöglich. Also was thun? Das Netz des Komplottes ist schon zugezogen und die Knoten sind so fest geschnürt! Aber ich muß ein Mittel finden!"

Zu Hause angelangt, trat er in sein Arbeitszimmer, warf einen zerstreuten Blick auf seine Zeitung und setzte sich dann in den orientalisch eingerichteten Salon, wo Lydia an jenem Ballabend, stolz wie eine Fürstin, ihre Cour abgehalten hatte. Das waren Zeiten gewesen, wo er sie noch für brav und naiv gehalten hatte. Wie hatte er sie geliebt, und dabei beschäftigte sich die Kokette damals schon mit Roquière! Mit welcher Grazie sie getanzt hatte, und wie sie alle stehen geblieben waren, um ihr bewundernd zuzusehen! Als Samuel die Vergangenheit mit der Gegenwart verglich, zog ihm ein tiefes Schmerzgefühl durch die Seele; aber er wollte sich keinen Träumen hingeben, er

mußte ein Mittel schaffen, um Raimond gegen die doppelte Gefahr, der er ausgesetzt war, zu verteidigen. Mit der, welche das Vermögen des Aermsten verschlingen sollte — so ernst sie war — konnte er sich für den Moment nicht befassen. Das, was Raimonds Ehre bedrohte, drängte viel mehr zum Einschreiten, denn es konnte plötzlich über ihn hereinbrechen, ihn unvorbereitet treffen und vernichten.

Bernheimer mochte noch so gewissenhaft mit sich zu Rate gehen, er mochte die Sache drehen und wenden, wie er wollte, er kam zu keinem befriedigenden Resultat. Bei allem lief er Gefahr, die Dinge nur noch zu verschlimmern; ob er handelte, oder sich ruhig verhielt, schwieg, oder redete. Wie er es auch anzufangen gedachte, immer lag die Möglichkeit eines Unheils nahe, das er dadurch anrichten konnte. Ploërné die Wahrheit sagen, hieß ihn töten; sie ihm verbergen, hieß Lydia die Freiheit lassen, ihm irgend eine schreckliche Falle zu stellen. Nie zuvor, nicht einmal in den Zeiten seiner gewagtesten finanziellen Kämpfe, hatte sich Bernheimer so abgequält. Er geriet fast außer sich, daß er aus der schrecklichen Lage keinen Ausweg zu finden vermochte. „Ich kann doch den armen Jungen nicht der Gnade dieses kleinen Ungeheuers anheimgeben,“ sagte er sich. „Wenn ich aber nur ein unvorsichtiges Wort fallen lasse, stürze ich ihn in die äußerste Verzweiflung, ohne ihm als Ersatz auch nur die geringste Hilfe bieten zu können.“ Und je mehr er sich den Kopf zerbrach, desto hoffnungsloser wurde er; die Schwierigkeiten häuften sich, und die Folgen erschienen ihm immer verhängnisvoller, so daß er sich endlich ungeduldig, aber nicht entmutigt, entschloß, erst eine Nacht darüber hingehen zu lassen. Es war schon spät. Er speiste ohne Appetit und begab sich dann in den Klub, um dort den Abend zu verbringen.

Während Samuel darüber nachgrübelte, wie er Raimond die Augen öffnen könnte, kam ihm der Zufall zu Hilfe und arbeitete ihm vor. Ploërné fühlte sich, nachdem ihn der Bankier verlassen hatte, beunruhigter, als er es je seit seiner Verheiratung gewesen war, denn seine Zweifel begannen festere Formen anzunehmen. Wieder

ließ er die Ereignisse des verflossenen Jahres an sich vorüberziehen, und das Herz krampfte sich ihm zusammen, als er nun alles in anderem Lichte sah, allem eine neue Bedeutung beilegte. Die blinde Leidenschaft, unter deren Einfluß er die tollen Launen seiner Frau gut geheißen hatte, verflog, und er ertappte sich darauf, Lydia mit einer Strenge zu beurteilen, die ihn selbst erschreckte. Ihr Leichtsinn schien ihm merkwürdigerweise mit einem Mal berechnet. In ihrer Handlungsweise ahnte er eine Logik, die auf ein festes Ziel lossteuerte: auf sein Unglück. Er hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß Lydia nach einem wohlüberlegten Plane verfuhr, dessen Spitze gegen ihn gekehrt war. Ihre Kälte, unter der er so gelitten und die seine Leidenschaft nur noch mehr angestachelt hatte, ihre Anforderungen in Beziehung auf die Führung des Hauses, die sich nicht mit seinem Einkommen hatten vereinbaren lassen, ihre furchtbare, fast krankhafte Verschwendungssucht, der Eifer, womit sie ihn in Börsenspekulationen hineingetrieben hatte, und seither das beständige Anwachsen ihrer luxuriösen Neigungen, das den Eindruck machte, als strenge sie sich ganz besonders an, seine Geldquellen zu erschöpfen; die immer größer werdende Entfremdung, die sich zwischen ihm und ihr bemerkbar machte, kurz alles, alles wies auf eine Feindin hin, und zwar nicht auf eine gleichgültige, sondern auf eine geschickt und scharfsinnig berechnende, die ein großes Netz um ihn gesponnen, in das er sich verwickelt hatte und aus dem er sich nicht mehr herauszuwinden im stande sein würde.

Er wurde fast verrückt über seinen Gedanken und versuchte es, wenigstens nicht mehr über die Vergangenheit nachzugrübeln; die Gegenwart bot ihm schon Trauriges genug. Aber was immer er auch anstellen mochte, um es zu verscheuchen, ein Bild trat ihm stets wieder vor die Seele: das eines in einer Scheune auf der Erde ausgestreckt liegenden Mannes in den letzten Zügen. Er beugte sich über den Sterbenden und leise fragte er ihn: „Welche von beiden ist es?“ Und der Mann verblieb stumm bis in den Tod. O, über jenes schreckliche, verhängnisvolle Schweigen, das Lydia zur Reinen

und Therese zur Schuldigen gestempelt hatte. Oder war es nicht viel mehr seine tolle Leidenschaft gewesen, die gewollt hatte, daß die Geliebte unangetastet und rein vor ihm stand? Raimond bäumte sich gegen diese Auffassung auf, aber immer wieder sah er den Sterbenden vor sich, der sich weigerte, sein Geheimnis preiszugeben, und über dessen farblose Lippen ein furchtbares Lächeln glitt, das zu sagen schien: „Du hast mir das Leben genommen, aber ich bin von vornherein gerächt!"

Mit zerschlagenen Gliedern und zermartertem Gehirn erhob sich Raimond endlich von dem Diwan seines Rauchzimmers. Da er den Mut nicht hatte, den Blicken seiner Frau zu begegnen, wollte er außer dem Hause speisen und ging in ein Restaurant, um im Klub nicht mit gleichgültigen Menschen reden zu müssen. Er kehrte schon früh am Abend nach Hause zurück und fürchtete, eine ruhelose Nacht verbringen zu müssen, aber er war so abgemattet, daß er bis in den Morgen hinein in einem schweren Schlaf lag.

Um neun Uhr ritt er, ohne erst einen Blick in die Zeitung geworfen zu haben, wie alltäglich, aus. Das Wetter war herrlich; leichte weiße Wolken bedeckten den Himmel, und aus dem Gebüsch des Gehölzes strömte Frühlingsduft. An solchem Tag war das Leben eine Lust, und die vornehme Welt, worunter zahlreiche Reiter und Reiterinnen, begann die von den ersten Strahlen der Morgensonne beschienene Allee des Poteaux zu füllen. Raimond tauschte aus der Entfernung verschiedene Grüße aus und lenkte dann, da er das Bedürfnis nach Einsamkeit hatte, in die weniger belebten Wege ein, die nach Bagatelle hinabführen. Er setzte sein Pferd in Trab und ritt das Rennfeld entlang bis zur Suresnes-Brücke, dann über die Avenue Neuilly zurück nach dem Arc de Triomphe. Eben wollte er in die Avenue Friedland einbiegen, als er aus einem Coupé, das den Champs Elysées zufuhr, eine Hand herauswinken sah. Raimond achtete nicht darauf, da rief ihm die wohlbekannte Stimme des Herzogs von Bligny, eines der Mitadministratoren des Comptoirs, aus dem Coupé heraus zu: „Aber Ploërné, so

warten Sie doch! Warten Sie doch!" Im selben Augenblick hielt der Wagen am Rande des Trottoirs, und der Herzog sprang heraus. Raimond streckte ihm die Hand entgegen, Bligny jedoch fuchtelte mit den Armen erregt in der Luft herum und fragte: „Was halten Sie von der Geschichte von gestern abend?"

„Von was für einer Geschichte?"

„Wie, Sie wissen noch gar nichts davon? Haben Sie denn heute früh noch keine Zeitung gelesen, noch niemand gesprochen?"

„Nein, in der That nicht. Um was handelt es sich denn?"

„Ach, liebster Freund, um die Haussuchung, die gestern abend von der Polizei in den Büreaux des Comptoirs vorgenommen wurde!"

„Eine Haussuchung?"

„Ja, ein schändlicher Kniff der Regierung, wie sich denken läßt, um das Sinken unsrer Aktien zu erzwingen. Man hat die Bücher mit Beschlag belegt und spricht von einer Verhaftung Herzogs. Vielleicht säße er schon im Gefängnis, wenn er sich nicht augenblicklich wegen der Ausgabe einer neuen bulgarischen Eisenbahnanleihe in Konstantinopel befände. Wird er jetzt überhaupt wiederkommen? Und wenn er nicht wiederkommt, was fangen wir dann an?"

Ploërné dachte betroffen: „Das also hat Bernheimer befürchtet. Er war gut unterrichtet und benahm sich als aufrichtiger Freund. Die Katastrophe hielt er jedoch gewiß nicht für so nahe bevorstehend, sonst hätte er mir keinen Moment des Aufschubs erlaubt."

„Sie sagen ja kein Wort," schrie ihn Bligny an. „Sie müssen doch ebensosehr davon berührt werden, wie wir alle. Wissen Sie, daß das Comptoir an der gestrigen Abendbörse um fünfhundert Franken gefallen ist?"

„Wir sind ruiniert, mein lieber Herzog," gab Raimond kalt zur Antwort.

„Sie nehmen ja die Sache mit stoischer Ruhe!"

„Wie soll ich sie anders nehmen. Wir müssen jetzt nur versuchen, den Hals aus der Schlinge zu ziehen."

„Was mich am meisten ärgert, ist, daß mein Schwiegervater, Herr Moulinet, seit sechs Wochen schon die Krisis vorausgesehen und auf Baisse spekuliert hat. . . . Er verlor Unsummen und ich habe ihn nett damit aufgezogen. Aber was er jetzt einstreicht, verlohnt sich, und die Reihe zu lachen ist an ihm!“

„Was liegt Ihnen daran,“ erwiderte Ploërné bitter. „Er wird lachen und für Sie bezahlen müssen.“

„Mein Bester, es läßt sich ja noch gar nicht absehen, wieweit uns die Geschichte führen kann. Ich begegnete eben Trésorier, der wie ein Verrückter nach seinem Büreau rannte. Er behauptet, es sei leicht möglich, daß man schon morgen nicht mehr verkaufen könne. Wir sind in Händen, die uns nicht mehr locker lassen.“

„Dann müssen wir uns verteidigen.“

„Wenn es uns gelingt. Wir werden heute im Laufe des Tages eine Sitzung haben. Champ-Dieu hat es mir sagen lassen. Sie werden ebenfalls dazu eingeladen werden. . . . Nein, daß Sie noch gar nichts wußten! Armer Freund, es thut mir so leid, daß ich der Ueberbringer einer so traurigen Botschaft sein mußte! Leben Sie wohl, und auf Wiedersehen!“

Bligny stieg nun wieder in sein Coupé, und Raimond setzte seinen Weg fort. Er fand in der schlechten Nachricht eine Ablenkung für seinen grausamen Kummer. Was galt ihm der Verlust des Geldes im Vergleich zu seiner Herzenswunde! Seine abgespannten Nerven wurden durch die Notwendigkeit, sich mit dem Comptoir zu beschäftigen, wieder aufgerüttelt. Bei seiner Geschäftsunkenntnis konnte er nicht glauben, daß der Zusammensturz ein so vollständiger sein sollte und daß die so wertvollen Papiere in wenigen Tagen in ein Nichts zusammenfallen konnten, wie ein großer durch den Atem der Spekulation aufgeblasener Luftballon, den ein Stecknadelstich heimtückisch in ein paar Sekunden leert.

Es drängte ihn nach Hause, denn in der ihn plötzlich von neuem erfassenden Aufregung erschienen ihm seltsame Fragezeichen, auf die eine Antwort zu finden, er kaum erwarten konnte.

Die wichtigste dieser Fragen war die: „Wie kommt es, daß Lydia, die von Bernheimer genau unterrichtet zu sein vorgibt, mich antrieb, weiter zu kaufen, wenn die Baisse zu erwarten war, und wie kommt es, daß sie mich veranlaßte, in den Verwaltungsrat einzutreten, in einem Augenblick, wo diese Stellung gefahrbringend zu werden drohte?“ Während er diese Thatsachen in Verbindung mit alledem brachte, was ihm seit gestern das Gemüt beschwerte, fragte er sich schließlich, ob er an Lydia nicht eine geheime und furchtbare Feindin habe. So weit schon war er gekommen, der milde und ruhige Raimond, der sich seit einem Jahre willig von der Hand seines angebeteten Weibes leiten ließ: des scheußlichsten Verrates verdächtigte er sie! Mit entsetzlicher Kaltblütigkeit erwog er diese Möglichkeit, und ein mit ruhiger Ueberlegung gepaarter Zorn, der am meisten zu fürchtende, begann sein ganzes Nervensystem anzuspannen. Er begriff noch nicht, wollte noch nicht begreifen, und doch ward es schon ein wenig klarer in dem Wirrsal seiner Gedanken. Aber er wollte nicht hell sehen und schloß die Augen vor dem Lichte, denn er fürchtete sich vor dem, was es ihm zeigen konnte.

Vor seinem Hause angelangt, stieg er vom Pferde, und ohne erst die Kleider zu wechseln, was er sonst nie zu thun unterließ, wandte er sich nach den Räumen seiner Frau. Er trat in den kleinen Salon, wo sich die Gräfin aufzuhalten pflegte: er war leer. Raimond durchschritt den Salon und öffnete die Thüre nach dem Schlafzimmer. Hier saß Lydia vor ihrem Schreibpult und schrieb. Sie wandte nur leicht den Kopf nach der Seite hin, wo sie das Geräusch vernommen hatte, da sie glaubte, es sei Leïla. Aber als sie ihren Gatten erblickte, erhob sie sich hastig, sogar etwas verwirrt und ließ geschickt das Billet, an dem sie eben geschrieben hatte, zwischen die Löschblätter ihrer Mappe verschwinden. Sofort nahmen ihre Züge einen liebenswürdig lächelnden Ausdruck an, da sie es in jenem Moment für nützlich hielt, ihm zu gefallen, und sie ging ihm entgegen.

„Ei, du bist's, und schon gestiefelt und gespornt: Welch

angenehme Ueberraschung! Aber was verschafft mir das Vergnügen, dich zu so ungewohnter Stunde bei mir zu sehen?"

Die Augen auf die Stelle geheftet, wo der angefangene Brief versteckt worden war, stand Raimond unbeweglich vor der jungen Frau. Sie folgte beunruhigt der Richtung seiner Blicke und verblieb unwillkürlich in ihrer Stellung zwischen ihm und dem Schreibtisch. Es sah aus wie der Beginn eines Kampfes zwischen den zwei Menschen, von denen der eine stets der Sklave des andern gewesen war. Und die Tyrannin, welche die Revolte im Anzug fühlte, hielt sich auf ihrer Hut.

„Weißt du denn nicht, was vorgeht?" fragte Raimond mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben versuchte.

„Nein, mein Bester," erwiderte Lydia mit erstaunlichem Freimut.

„Du hast noch nichts gelesen?"

„Noch nichts."

Raimond suchte mit den Blicken nach dem Figaro und dem Gaulois, Zeitungen, welche die junge Frau jeden Morgen nach dem Aufstehen zu durchfliegen pflegte. Er bemerkte sie nirgends. Lydia war ruhig darüber, denn sie hatte sie in ihrem Ankleidezimmer liegen lassen.

„Nun, das Comptoir steht vor dem Zusammensturz . . . das ganze Unternehmen ist aufs ernstlichste gefährdet. . . . Die, welche ein Interesse daran haben, es zu vernichten, haben ihm einen tödlichen Stoß versetzt."

„Ach, mein Gott!" rief Lydia aus, indem sie erschreckt die Hände ineinander schlug.

Dies war so gut geschauspielert, daß sich Ploërné einen Augenblick lang fragte, ob Lydia nicht am Ende doch nicht von der Katastrophe unterrichtet sei.

„Wie ist es aber denn nur möglich?" murmelte sie, während sie verzweifelt vor sich hinblickte und ihr die Augen feucht wurden.

„Es ist eben so. Die Tragweite des Ereignisses mit seinen schweren Folgen brauche ich dir nicht erst zu er-

klären ... alles was ich besitze ... sogar noch etwas mehr, ist mit in das Unternehmen verwickelt. Ich denke, du wirst mir keinen Vorwurf machen; da ich von dir beraten wurde, teilst du moralisch die Verantwortlichkeit mit mir."

„Bist du denn sicher, daß es so ernst um die Sache steht?"

„Ich kann mich leider keinem Zweifeln mehr darüber hingeben. Wie kommt es aber nur, daß dich Bernheimer, der doch an der Quelle aller Informationen sitzt, nicht vorbereitet hat?"

„Er wird sich eben geirrt haben, wie so viele andre auch."

Ein Schleier legte sich über Raimonds Augen, und er erbebte. Lydia hatte das erste entscheidende Wort gesprochen. Sie verheimlichte ihm, daß sie von Bernheimer gewarnt worden war. Er drang weiter in sie: „Was hat er dir all diese Tage her gesagt?"

„Daß das Unternehmen noch immer vorzüglich sei."

„Und daß man kaufen solle?"

„Ja, immer weiter kaufen."

„Irrst du dich nicht? Denke erst nach, ehe du etwas behauptest. Du weißt gewiß, daß er zu kaufen riet?"

Nicht bejahen, hieß sich preisgeben. Lydia bestätigte: „Ja, ich weiß es gewiß."

Raimond preßte die Zähne knirschend übereinander, trat einen Schritt auf Lydia zu und mit einer Stimme, wie sie die junge Frau noch nie zuvor von ihm vernommen hatte, sagte er: „Gib wohl acht, ehe du mir antwortest; es handelt sich um ernste Dinge."

„Mein Gott!" rief sie aus, indem sie zu lachen versuchte, trotzdem sie von einer eigentümlichen Angst ergriffen wurde. „Du setzt ja wahrhaftig die Miene eines Untersuchungsrichters auf."

„Wiederhole mir, was dir Bernheimer in den letzten Tagen gesagt hat. Daß man kaufen solle?"

„Welch sonderbare Konversation und in welchem Tone!" rief sie aus. „Du bist heute in der That nicht sehr gut gelaunt."

„Du willst mir nicht antworten?"

Sie sah ihm kokett in die Augen und legte ihm ihre Hände auf die Schultern.

„Küsse mich. Das ist das erste Mal, daß du es versäumt hast, wenn du zu mir kommst."

Er rührte sich nicht.

„Ich warte auf deine Antwort!"

Sie hatte so lange als möglich damit gezögert, aber sie mußte sich endlich dazu entschließen.

„Ja doch," sagte sie leichthin, „er hat mir nichts andres geraten."

„Wie kommt es dann, daß er gestern bei mir war und sich fast mit mir zankte und mich beschwor, zu verkaufen?"

„Bernheimer?"

„Ja Bernheimer. Er kam direkt von dir ... und beschwor mich, zu verkaufen ... und dir hätte er geraten, zu kaufen? ... Das wäre eine ganz sonderbare Art zu handeln gewesen. ... Ich werde noch heute eine Auseinandersetzung mit Bernheimer herbeiführen."

„Du wirst ihn falsch verstanden haben."

„Vielleicht doch eher du!"

„Ich?"

„Eins von euch hat betrogen ... eins gelogen. ... Wer ist schuldig? ... Wer sollte ein Interesse daran haben, mich zu Grunde zu richten, denn nur darum kann es sich gehandelt haben. Mein Vermögen, meine Ehre, alles steckt in dem Unternehmen. ... Sollte es Bernheimer sein? Warum? Und wie seltsam wäre es, wenn er mir den guten, rettenden Rat, und dir den perfiden, verhängnisvollen gegeben hätte! Wer also hat betrogen ... wer gelogen?"

Er hatte sich ihr genähert, berührte sie fast. Sein fahl gewordenes Gesicht sah entsetzlich, wie eine Steinmaske, aus. Er war nicht mehr der, den Lydia verachtete, den sie bis zur Schwäche nachsichtig und bis zum Wahnsinn großmütig gefunden hatte und den sie mit der spöttischen Miene der siegessichern Frau „den armen Mann" genannt hatte. Er brauchte nur eine Handbewegung zu machen, um nach ihr zu greifen, und in namenloser Angst hatte Lydia

das Gefühl, daß wenn er sie anfaßte, er sie auch niederschmettern würde. Sie vergaß den angefangenen Brief, den Schreibtisch mit seinen offenen Schubladen, sie vergaß, daß alles, was sie vor ihm verbergen wollte, ihm preisgegeben war, und zog sich unwillkürlich nach dem Kamin zurück. Er folgte ihr, und jetzt mit der Hand auf den Tisch gestützt, an dem sie bei seinem Eintritt geschrieben hatte, wiederholte er drohend, mit einem starren, erbarmungslosen Blick und mit krampfhaft verzogenem Munde: „Wer also hat gelogen und betrogen, Lydia? Du oder Bernheimer?“

„Eine solche Frage wagst du an mich zu stellen?“ schrie die junge Frage angstvoll auf.

„Und du, wirst du endlich wagen, darauf zu antworten? Seit einer Viertelstunde gibst du ausweichende Antworten. Es ist höchste Zeit, einmal aufrichtig zu sein. Willst du mich zwingen, auf andre Weise zu erfahren, was mir zu wissen not thut?“

Er hatte, während er diese Worte hervorstieß, mit den Fingerspitzen die Blätter der Schreibmappe umgeschlagen und hielt jetzt das angefangene Billet in Händen. Sie schrie auf und stürzte sich auf ihn, um es ihm zu entreißen. Er aber streckte seinen Arm nach rückwärts und fragte mit furchtbarer Kaltblütigkeit: „An wen schriebst du denn, als ich kam?“

Sie warf sich ein zweites Mal auf ihn, und mit katzenartiger Gelenkigkeit versuchte sie, sich des Zettels zu bemächtigen, indem sie ausrief: „Raimond, gib mir das Papier zurück. ... Was du da thust, ist niedrig ... unredlich ... ist feige. ... Du hast nicht das Recht, das Billet zu lesen ... ich will es nicht! Wenn du es liest, ist zwischen mir und dir alles und für immer zu Ende.“

„Das fürchte ich auch,“ sagte Raimond mit schrecklicher Ironie, indem er sie heftig zurückstieß. Sie aber ließ sich in möglichst vorteilhafter, reizender Stellung in einen Fauteuil sinken, und seufzte tief und schmerzlich auf. Raimond begann mit lauter Stimme zu lesen: „Mein geliebter Maurice! Die so gut geladene Mine ist in die Luft geflogen. Das Comptoir

verkracht. Ich muß dich bald sprechen. . . . Dieses Schaf von Bernheimer . . ."

Raimond las nicht weiter. Einen Schrei der Wut ausstoßend, stürzte er auf Lydia zu, packte sie an der Schulter und zerrte sie aus ihrem Stuhle auf. Mit erhobenem Arm, als wolle er sie niederschmettern, rief er aus: „Elende du! Aus welchem Teig bist du denn geknetet!"

Sie hatte noch die Energie, sich verteidigen zu wollen: „Verurteile mich nicht, ohne mich gehört zu haben! Erlaube mir, dir zu erklären! . . ."

„Es handelt sich hier nicht um Erklären, sondern um Eingestehen. Ich will alles wissen . . . jener Maurice . . . nicht wahr . . . ist Roquière?"

Da sie nicht antwortete, schüttelte er sie wutentbrannt und drückte sie auf die Kniee nieder.

Sie murmelte: „Ja."

„Wie feige! Nicht einmal den Mut zu schweigen hat sie."

Ein unmerkliches, morddrohendes Lächeln glitt über ihre Lippen. Er aber sah es nicht und dachte nur daran, die ganze, scheußliche Wahrheit zu erfahren.

„Und ehemals . . . die Geliebte des Italieners in Beaulieu . . . des Mannes, den ich erschossen habe . . . das warst du?"

Sie preßte die Zähne aufeinander, und frei von jeder Furcht, nur noch von Zorn erfüllt, denn sie war sich ihres Rechts zu hassen wieder voll bewußt, erwiderte sie fast stolz: „Ja, das war ich!"

Welche Qualen er litt, Qualen, die der Scham, Lydia für unschuldig, und der Reue, Therese für schuldig gehalten zu haben, entsprangen! Er sah das Ungeheuer fast triumphierend vor sich stehen, da verwirrten sich seine Sinne, und mit einem Wutschrei packte er die Verbrecherin mit seinen zusammengekrallten Händen.

Voll Schreck wehrte sie sich, so gut sie konnte, und rief um Hilfe. Der Widerstand, den sie ihm leistete, reizte Raimond nur noch mehr; er hatte Lydia auf ein Sofa geworfen und war nahe daran, sie zu erdrosseln, als die Thüre zum Toilettezimmer aufgerissen wurde und Leïla auf

der Schwelle erschien. Sie stürzte sich, ohne lange zu überlegen, zwischen Raimond und die junge Frau. Er aber stieß sie mit éiner einzigen Handbewegung zurück. Da ergriff sie, wutschnaubend wie ein wildes Tier und trotz ihrer Negerhaut fast weiß vor Erregung, ein langes Stilett, das in einer samtenen Scheide als Wandzier über dem Kamin hing, und ging damit auf den los, der ihr Ideal bedrohte.

Das brachte ihn zu sich selbst. Er schämte sich seines Jähzorns und ließ von der jungen Frau ab. Dann drehte er sich nach der Mulattin um, welche die Dolchspitze gegen ihn gerichtet hielt, wand ihr die Waffe aus der Hand, packte sie im Nacken und schmiß sie, als wäre sie ein lebloses Bündel Kleider, zur Thüre hinaus. Dann kehrte er zu der jungen Frau zurück, die Miene machte zu entfliehen; aber mit einem strengen Blick bannte er sie auf ihrem Platze fest. Sie hatte Zeit zum Nachdenken gefunden und bei dem Gedanken an die unendliche Liebe, die Raimond für sie empfunden hatte, hielt sie es für angemessen, eine Gefühlskomödie aufzuführen, um sich womöglich ohne weitere Gefährdung aus der schrecklichen Unterredung herauszuwinden. Da er in finsteres Brüten versunken stand, trat sie leise auf ihn zu, sank vor ihm auf die Kniee, haschte nach seiner Hand und stöhnte: „O, Raimond!"

Er wandte sich voll Abscheu von ihr, und mit halb erloschener Stimme kam es von seinen Lippen: „Erspare dir unnütze Heuchelei. Ich weiß jetzt, was ich davon zu halten habe und wer du bist. . . . Ich bedaure, daß ich mich vom Zorn übermannen ließ; das wird nicht mehr vorkommen. Aber über verschiedene Dinge, die mir vollständig unerklärlich sind, verlange ich Auskunft."

Sie glaubte sich gerettet. Er war wieder Herr seiner selbst und würde sich wohl nicht mehr hinreißen lassen. So befand sie sich denn endlich in der Situation, die sie seit so lange herbeigesehnt und vorbereitet hatte. Er, moralisch und materiell vernichtet, in seinem tiefsten Innern getroffen, und sie, stark, kühn, mit gesicherter Zukunft und mit der Macht, in der Wunde zu wühlen, die sie

ihm selbst geschlagen hatte. Trotzdem fürchtete sie seine Hand noch zu sehr, um sich schon ganz gegen ihn vorzuwagen. Demütig sagte sie deshalb: „Befiehl, und ich bin zu gehorchen bereit.“

Er sah ihr voll Grauen in die schönen Züge.

„Warum hast du mir so viel Leid zugefügt? Warum hast du nicht die Barmherzigkeit gehabt, dich von mir abzuwenden, der ich mich dir so voll Vertrauen und Liebe gab? Es wäre so leicht gewesen; ein einziges Wort hätte genügt, und für immer wäre ich deinen Blicken entschwunden. Ich wäre fern von dir am gebrochenen Herzen gestorben.“

„Ich hatte Angst vor deiner Verzweiflung und deinem Zorn. Du kamst damals drohend, vom Blute des andern gerötet zu uns. Da hatte ich nicht den Mut zu reden.“

„Und erlaubtest, daß man Therese anklagte!“

„Sie klagte sich selbst an!“

„Um dich zu verteidigen, dich zu schützen, um auf Kosten ihrer eigenen Reinheit dich weiß zu waschen ... und dieses unsagbare Opfer hat dir nicht zu groß geschienen? Mit unerhörtem Egoismus hast du es zugelassen, daß das edle Mädchen beleidigt und verachtet wurde, während du die Schuldige warst, die all diese Demütigungen verdient hätte. ... Nicht ein einziges Mal drängte sich dir die Wahrheit über die Lippen ... du fandst das alles natürlich!“

Lydia zuckte die Achseln: „Aufopferung gehört ja mit zu Thereses Beruf ... warum sollte ich sie an der Ausübung desselben verhindern?“

„Ah, endlich habe ich dich, wie ich dich will!“ rief Raimond aus. „Deine süßliche Falschheit war mir zuwider! Sei cynisch; zeige dich so verderbt, als du bist! O, mein Gott! Ich kann dich gar nicht infam und falsch genug sehen, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen, daß ich mich so von dir zum Narren halten ließ!“

„Beleidigungen sind überflüssig,“ erwiderte die junge Frau kalt. „Wir können uns ohne das auseinandersetzen.“

„Du hast Thereses Opfer angenommen,“ fuhr Raimond fort, ohne auf ihre Bemerkung zu antworten. „Du

hast mich ruhig in dem Glauben gelassen, daß sie den Fehltritt begangen habe. Gut! ... Warum aber hast du mich geheiratet, wenn es dir so leicht gewesen wäre, frei zu bleiben. ... Wozu diese raffinierte Gemeinheit?"

Lydia schien zu wachsen, so hoch richtete sie sich auf. Ueber ihre Züge legte sich ein Ausdruck wilden Triumphes und mit einem schrecklichen Lachen antwortete sie: „Warum? Du fragst mich, warum ich dich geheiratet habe. Weil ich dich haßte und die Ehe mit dir das sicherste Mittel war, mich an dir zu rächen! Weil deine blinde, dumme Liebe das Leid, das ich dir zuzufügen geschworen hatte, um das zehnfache vermehren sollte. Du willst, daß ich mich dir offen zeige, wie ich bin. Gut, so sieh mich an, wie ich hier vor dir stehe! Glaubtest du, ungestraft den Mann töten zu dürfen, den ich liebte? Glaubtest du, daß sein Blut fließen konnte, ohne daß dafür Rechenschaft gefordert würde? Wenn ja, so warst du ein Thor! Lange hat es gebraucht, bis du endlich begriffst! Die ganze Vergangenheit muß ich erst vor dir aufwühlen, damit du es fühlst, wie ich dich hasse. Und doch müßte dir alles, meine Haltung, meine Stimme, mein Blick verraten haben, wie unerträglich du mir warst! Wenn ich nicht gesehen hätte, wie meine eisige Kälte dich quälte, würde es mir unmöglich gewesen sein, in deinen Armen zu bleiben und deine Zärtlichkeiten zu dulden, dich anzuhören, dich auszuhalten. Dafür mußte ich wenigstens die Gewißheit haben, dir all diesen Ekel in einer einzigen Stunde vergelten zu können. Diese Stunde ist gekommen. Alles was ich ersann, um meine Rache zu befriedigen, ist in Erfüllung gegangen. Ich habe dich pekuniär ruiniert, habe deine Ehre befleckt, dich verraten und an den Abgrund gestoßen. Ich glaube, der Mord meines Geliebten ist damit bezahlt. Du hast nicht ungestraft jenen so stolzen, so schönen, so edlen Mann, den ich anbetete und der mich ohne dein Dazwischentreten geheiratet hätte, hingemordet. Ich habe dir Leid mit Leid, Thränen mit Thränen, Schande mit Schande vergolten, und überdies noch wird dich Roquière töten, wenn du nicht so feige bist, dich vor ihm zu verbergen! Ich denke, wir sind quitt!"

Ploërné hatte diesen Gift und Galle speienden Wortschwall mit keiner Silbe unterbrochen. Er schaute Lydia an, wie sie mit wutverzerrten Zügen, fahlen Lippen und flimmernden Augen vor ihm stand, und bei dem Anblick dieses Wesens, das in nichts mehr dem Weibe glich, das er geliebt hatte, erfaßte ihn eine maßlose Traurigkeit und sein Zorn wich der Verachtung. Kalt sagte er: „Du irrst dich! Wir sind nicht quitt, denn du gibst dich Illusionen über den moralischen Wert dessen hin, den du rächen zu müssen glaubst . . . über den Wert jenes so schönen, so stolzen, so edlen Mannes! Wenn du meinst, daß er der Vergeltung, die du an mir übst, würdig gewesen sei, dann bist du gar sehr im Irrtum. Ich habe dir nie gesagt, wo ich die Sache erfuhr. . . . Während eines Herrendiners . . . nachdem man den Getränken gut zugesprochen hatte, rühmte sich ein jeder seiner galanten Erfolge, und vor geleerten Flaschen erzählte man sich unter lautem Gelächter lockere Geschichtchen. . . . Da war es, wo dieser so schöne, so edle, so stolze Held mit der Eitelkeit eines commis voyageur, zwischen zwei Cigarren, sein Abenteuer zum besten gab, und nicht anders, als handle es sich um eine Dirne, so frei sprach er von dir. Alles ward beschrieben, die Reize der Schönen; das Poetische der geheimen Zusammenkünfte, die weichen herrlichen Nächte im Garten beim Mondenschein. . . . Und die Schilderung war so genau und Leïla so gut darin zu erkennen, daß ich vor Wut und Schmerz fast außer mir geriet. . . . Es handelte sich dabei nicht um meine Liebe, sondern um deine Ehre. Ich bitte dich, dies wohl zu verstehen! Konnte ich doch nicht wissen, ob er sich in seiner Frechheit nicht auch noch zur Nennung eines Namens würde hinreißen lassen, so daß deine Schande offenkundig geworden wäre. . . . O, warum habe ich ihn nicht zu Ende erzählen, warum ihn nicht seine Mitschuldige unzweideutig bezeichnen lassen! Wieviel Unglück hätte ich mir erspart! Aber ich war zu empört, um Geduld zu haben. . . . Ich unterbrach ihn, beschimpfte ihn, schlug ihn, den Feigling, der, nachdem er ein Mädchen kompromittiert hatte, seine Worte zurücknahm,

stammelte, zitterte und mit dem kalten Angstschweiß auf der Stirne . . ."

„Du lügst!" schrie ihm Lydia entgegen. „Du lügst! Du weißt, daß man dir deine schändliche Lüge nicht mehr beweisen kann, und das gibt dir den Mut dazu!"

„Du irrst. . . . Ein Beweis für das, was ich dir sage, existiert wohl, und der Tote selbst soll ihn dir liefern . . . So, also einen systematischen Racheplan hast du auf der Achtung und Liebe aufgebaut, die dir dieser auf der Straße aufgelesene Glücksritter einflößte. . . . Lerne ihn jetzt ein wenig besser kennen . . . Der schöne Mädchenjäger war, wie Nachforschungen ergeben haben, ein aus seinem Lande ausgewiesener Industrieritter, der vom Spiele und zweifellos von der Spionage lebte, eine schmutzige Persönlichkeit, ein Mensch, der, nachdem er ein Mädchen aufs schändlichste kompromittiert hatte, zurücknahm, was er gesagt hatte, und niederschrieb, daß er geprahlt und gelogen habe . . . und dies alles unterzeichnete er mit seinem edlen Namen . . ."

„Den Beweis! Den Beweis!" unterbrach ihn Lydia empört.

„Er hat mich seit einem Jahr nicht verlassen, dieser Beweis, denn er ist die Verurteilung des Elenden und meine Rechtfertigung."

Raimond suchte aus seiner Brieftasche ein Blatt Papier hervor, entfaltete es und reichte es der jungen Frau hin: „Du willst bis auf den Grund dieses Schmutzpfühls steigen! So thue es denn!"

Mit zitternden Händen, starren Blicken und fast grün gewordener Gesichtsfarbe griff sie nach der Erklärung, die der Italiener damals vor dem Duell abgegeben hatte. Zweimal durchflog sie die Zeilen und dann drang ein Stöhnen gedemütigten Stolzes aus ihrer Brust; das ganze Gebäude ihrer Rache stürzte zusammen und begrub sie unter seinen Trümmern. Raimond ging unschuldig und edel hervor, und der Tote . . . o, der Tote! . . . Es war besser diese Erinnerung zu verscheuchen, so erniedrigend, so furchtbar war sie jetzt geworden! Lydia trat auf ihren Gatten zu und mit gebrochener Stimme schluchzte sie: „Ich bin

eine Unglückselige! Alles was ich geplant und ausgeführt habe, ist verabscheuungswürdig. Ich verzweifle daran, je meine Schuld sühnen zu können. Aber so schrecklich meine Handlungsweise auch war, du siehst, daß ich Milderungsgründe zu haben glaubte. . . . Dein Mitleid rufe ich nicht an. . . . Ich habe dich verkannt, geopfert, tödlich beleidigt. . . . Ich verlange nur noch von dir, daß du mich, soweit es noch in meiner Macht liegt, wieder gut machen läßt, was ich verbrochen habe."

„Und wie sollte dies geschehen?"

„Die Spekulation, die dich ruiniert, bereichert mich. Ich habe über eine Million gewonnen. Nimm sie von mir an und bezahle damit, was du schuldest."

„Unmöglich. Ich bin ruiniert, durch dich ruiniert, und das gefällt mir so!"

„Wenigstens . . . o, laß mich dies von dir erflehen, vergiß den Namen dessen, an den ich schrieb . . . Maurice de Roquière . . ."

Er sah ihr mit einem kalt verächtlichen Blick in die Augen.

„Das kann dich nicht berühren, da es eine Ehrensache ist."

„Ja, ich bin eine Unwürdige! Aber ich habe meinen Mitschuldigen zu gut gewählt; er ist ein sehr gefährlicher Gegner. Ich bitte dich! . . . Ob ich die Seine war oder nicht, ist doch gleich, nach dem, was du jetzt weißt!"

„Für dich allerdings, aber nicht für mich. Ich habe den ersten getötet. . . . Ich werde versuchen, auch den zweiten zu töten!"

„Unglücklicher, er wird dich töten!"

„Das ist meine Sache."

„Schone dein Leben!"

Raimond fuhr heftig auf: „Für wen?"

„Für Therese, die nie aufgehört hat, dich zu lieben!"

Mit drohender Stimme sagte er: „Ich verbiete dir, den Namen dieses edlen, reinen und großmütigen Mädchens zu nennen; er wird durch dich besudelt!"

Sie schwieg gedemütigt. Nach einer kleinen Pause fragte sie: „Was befiehlst du mir?"

„Daß du mich von deiner Gegenwart befreist," erwiderte er fast tonlos.

Sie rang die Hände in verzweifelter Resignation und sagte leise: „Dann weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt.“

Sie warf einen letzten Blick auf Raimond, der stumm und unerbittlich vor ihr stand, und als sie sah, daß von ihm nichts mehr zu erhoffen war, entfernte sie sich durch die Thüre zu ihrem Toilettezimmer. Er verharrte lange auf derselben Stelle und horchte nach den Geräuschen hin, die undeutlich aus dem Raume neben ihm herüberdrangen. Dann plötzlich, einer auflodernden Flamme gleich, durchfuhr es sein müdes Gehirn und rüttelte ihn auf. Lydias letzte Worte: „Dann weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt,“ gewannen plötzlich eine furchtbare Bedeutung. In blitzschneller Vision sah er jenseits der Wand, die sie von ihm trennte, die junge Frau ausgestreckt auf ihrem Bette liegen und unter fürchterlichen Qualen einer Vergiftung erliegen. Ein Schauder überlief ihn, und zum letztenmal trieb es ihn dem Weibe entgegen, das er so über alle Maßen geliebt hatte. Er wollte die Thür zu ihrem Zimmer öffnen, aber sie war verriegelt. Da stürzte er auf den Korridor hinaus, um durch den zweiten Eingang zu ihr zu dringen. Als er auch den verschlossen fand, wurde er wie rasend und stieß mit der Schulter das Schloß ein.

Mit schreckensstarren Blicken schaute er sich in dem Raume um: er war verlassen. Auf dem Boden lagen Kleidungsstücke und Wäsche umhergestreut und die Schubladen der Kommoden standen weit auf. Sogar eine eiserne Kassette, in der Lydia ihre Wertpapiere und Schmucksachen aufzubewahren pflegte, war nicht einmal mehr verschlossen worden. Alles verriet eine Abreise über Hals und Kopf, und die Thür, die nach der Dienerschaftstreppe führte, mußte eben geöffnet worden sein, denn die Portiere bewegte sich noch vom Luftzug. Vielleicht war die junge Frau noch nicht einmal bis auf die Straße gelangt.

Raimonds Lippen kräuselten sich zu einem bitter-schmerzlichen Lächeln: „Und ich konnte glauben, daß sie sich das Leben nehmen wolle,“ sagte er laut vor sich hin, „während

sie nur an Flucht dachte. ... Die Welt draußen ist um eine Verworfene reicher!“

Während er langsam und finster auf sein Zimmer ging, kam es noch drohend von seinen Lippen: „Der Geliebte soll mir für beide büßen!“

Zehntes Kapitel.

Im Arbeitskabinett ihres Schwiegersohnes stand Madame de Saint-Maurice am Fenster. Sie war so erregt, daß sie trotz der langen Stunden an kein Sitzen dachte und keine Müdigkeit verspürte. Angstvoll wartete sie auf Ploërnés Rückkehr.

Sie weinte; aber es kam ihr gar nicht mehr in den Sinn, ihr altes Klagelied anzustimmen. Ihre kleinlichen Sorgen waren verflogen, waren einem wirklichen, grausamen Kummer gewichen. Das unwürdige Betragen ihrer Tochter war ihr kein Geheimnis mehr, und sie wußte, daß Lydia fortgegangen war, ohne daran zu denken, ihr Lebewohl zu sagen; zwei Tage war dies schon her, und noch hatte sie weder Brief noch Depesche erhalten, nicht eine einzige Zeile, die ihr hätte Aufschluß über das Verbleiben der Entflohenen geben können. Leïla begleitete sie zwar; wohin aber hatten sich beide gewandt? In der Wohnung, die den Tag zuvor noch so voll Leben war, herrschte jetzt Grabesstille. Schon am frühsten Morgen hatte Bernheimer den Grafen abgeholt, dem er mit dem Admiral Régnaud als Zeuge diente. Als der Bankier im Vorbeigehen seiner alten Freundin einen Besuch machte, fand er sie bereits auf und frisiert, aber in einem jämmerlichen Zustand: sie fröstelte, trotzdem sie vor dem brennenden Kamine saß, von Fieberschauern geschüttelt.

Schon am vorhergehenden Abend hatte er zwei Stunden mit ihr verbracht, um ihr schonend Aufschluß über die schreckliche Lage zu geben, in die Ploërné verwickelt war. Die arme Frau hatte kein Wort der Entschuldigung noch der Anklage für ihre Tochter gefunden. Sie hatte nur weinen können und hatte ihr ganzes Vermögen zur Ordnung

der finanziellen Schwierigkeiten angeboten. Darüber jedoch konnte Samuel sie rasch beruhigen, denn schon seit fünf Tagen hatte er, ohne Lydias Gatten davon zu sprechen, eine starke Gegenposition eingegangen und sich in Comptoiraktien à la baisse engagiert. Alles, was Raimond auf der einen Seite verlor, gewann er auf der andern wieder. Bernheimer, der Millionen hätte verdienen können, wenn er gegen das Unternehmen, dessen Direktor er gewesen war, hätte spekulieren wollen, hatte für sich eine sehr anerkennenswerte Neutralität bewahrt. Aber was für seine Person zu thun er sich öffentlich geweigert hatte, hatte er auf Raimonds Rechnung unternommen, und mit einer Kühnheit, die an seine Glanzzeit erinnerte, hatte er die umfangreichsten Aufträge erteilt.

Als ihm der Mann, den er, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, so schwer geschädigt hatte, sein ganzes Unglück offenbarte, erbebte der alte Skeptiker bis in sein tiefstes Innere. Er fühlte, daß er noch Skrupel zu empfinden im stande war, und mit Trauer und Freude zugleich hatte er angesichts dieser Katastrophe entdeckt, daß in seinem Herzen noch nicht alles erstorben war und sein Gewissen sich noch regte. Mit einem Feuereifer und einer Festigkeit, die ihresgleichen suchte, hatte er sich Raimond zur Verfügung gestellt und ihm versprochen, seine geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen, wodurch er dem Unglücklichen die Ruhe ermöglichte, deren er so dringend bedurfte, um seine Ehre zu retten. Denn die Begegnung mit Roquière, die er energisch verlangte, drohte ausnahmsweise ernst zu werden.

Der junge, in allen Leibesübungen so gewandte Mann war mit der Pistole ein ebenso gefährlicher Gegner, wie mit dem Degen. Seine Zeugen hatten alles aufgeboten, soweit es sich mit ihren Pflichten vereinbaren ließ, um zu erreichen, daß der Degen gewählt würde. Sie wußten, daß ihr Freund den Grafen gern geschont hätte, was bei Pistolen unmöglich war, da mußte er sich rücksichtslos seiner Haut wehren. Aber Bernheimer und der Admiral Régnaud hatten strenge Instruktionen erhalten. Die von Raimond geforderte Waffe war die gezogene Pistole, und die Distanz war auf fünfundzwanzig Schritt festgesetzt, mit der ausdrücklichen Bedingung,

daß jeder der Duellanten fünf Schritte vorgehen dürfe. Diese Abmachungen waren derart rigoros, daß Roquières Sekundanten erst mit dem Marquis darüber beraten wollten. Aber Roquière war auf alles eingegangen. Er sprach sich das Recht ab, die Erhöhung der Gefahr, die sein Gegner absichtlich herbeizuführen wünschte, zurückzuweisen, doch fühlte er sich tief traurig bei dem Zwang, der ihm dadurch auferlegt wurde, Raimond ernstlich zu verwunden. Was Ploërné anbetraf, so war, wie damals in Toulon, seine Rachgier so groß, daß er die feste Ueberzeugung hegte, er werde Roquière niederschießen. Vielleicht würde er ebenfalls in dem Zweikampfe fallen: um so besser dann! Er litt so furchtbar, daß ihm der Tod Erlösung schien. Das Duell sollte um zehn Uhr morgens in Billancourt auf einer Privatbesitzung stattfinden.

Hinter den Fensterscheiben, die Blicke starr auf die Straße gerichtet, stand Madame de Saint-Maurice noch immer. Wahrhaft mütterliche Besorgnis und Angst benahm ihr fast den Atem, während sie auf Raimonds Rückkehr wartete. Die Kaminuhr schlug eben halb zwölf Uhr. Seit mindestens einer Stunde mußte das Duell beendet sein, und Billancourt war nicht so weit entfernt, daß man nicht im Wagen in dreiviertel Stunden hätte zurück sein können. Was ging vor? Was war geschehen? Sollte sich zu ihrem Kummer über Lydias Flucht auch noch der tiefe Schmerz über Raimonds tragisches Ende gesellen müssen. War er nur verwundet? Hatte man davon abstehen müssen, ihn zu transportieren, und mußte sie vielleicht in ein fremdes Haus eilen, um ihn ohne Bewußtsein und in seinem Blute schwimmend vorzufinden? Und vor Angst und Pein fast vergehend, vergaß Madame de Saint-Maurice ihre Müdigkeit und ihre Leiden, um nur noch Gedanken für die Gefahren zu haben, denen der, den sie wie einen Sohn liebte, ausgesetzt war.

Da plötzlich hörte man das rasche Heranrollen eines Wagens, der auf das Haus zulenkte und vor der Eingangsthüre hielt. Bernheimer sprang auf das Trottoir. Er kam allein. Madame de Saint-Maurice stürzte ihm verzweifelt entgegen, laufend, wie sie seit zwanzig Jahren nicht gelaufen

war. Aber Bernheimer war so rasch die Treppe heraufgesprungen, daß sie sich im Vorzimmer trafen. Sie streckte dem Freunde die Arme entgegen; eine Frage wagte sie nicht.

„Beruhigen Sie sich, er lebt!“ rief er ihr zu.

Die Erschütterung der alten Dame war so groß, daß sie zu Boden gesunken wäre, wenn Bernheimer sie nicht gestützt hätte. Sobald die Anspannung der Ungewißheit sie nicht mehr aufrecht erhielt, verließen sie ihre Kräfte. In derselben Sekunde ward sie sich ihrer furchtbaren Erschlaffung bewußt; ihre Füße versagten den Dienst und in einen hohen gotischen Lehnstuhl zurückgelehnt, begann sie fassungslos zu schluchzen.

„O, mein Gott, welches Glück! O, mein Gott!“

Aber Bernheimers Züge blieben finster.

„Freuen Sie sich nicht zu rasch, noch zu sehr. Er lebt, ist aber schwer verwundet. Lassen Sie ihm sein Zimmer herrichten. Ich bin vorausgeeilt, um das Nötige zu veranlassen.“

„Verwundet? Wieso? Und wo?“

„Er hat den einen Arm zerschmettert und eine Kugel in der Brust.“

„In der Brust!“

„Ja; man hat sie nicht herausbekommen können; sie hat wahrscheinlich die Rippen gestreift und sich im Rücken eingebohrt . . . ganz nahe, ach vielleicht zu nahe der Wirbelsäule . . .“

„O, mein Gott!“ wiederholte da die arme alte Frau bestürzt, „o, mein Gott!“

„Dies allein ist das Besorgniserregende; der zerschmetterte Arm hat nichts zu bedeuten.“

„Nichts zu bedeuten! Großer Gott, nichts zu bedeuten!“

„In dem kalten und unbewohnten Landhaus hat unser Chirurg, der brave Doktor Pélicier, sich nicht vollständig über Raimonds Zustand orientieren können. Er wollte den Verwundeten schonen, damit wir ihn hierher überführen könnten.“

„Wie haben Sie dies ermöglicht?“

„In einem Möbelwagen, auf einer Matratze, die wir

mit Stricken, wie eine Hängematte schwebend, befestigt haben. . . . Der Admiral kam auf diese Idee . . . und im Schritt."

Es trat eine kleine Pause im Gespräch ein. Dann fragte Madame de Saint-Maurice, von einer Unruhe gequält, die ihr die Kehle zusammenschnürte, kaum hörbar, aber mit einem Ausdruck des Hasses in dem leichenblassen Gesicht, der bei der sonst so harmlosen Frau in Erstaunen setzen mußte: „Und der andre? Herr de Roquière?"

„O, der . . . der ist tot!"

Madame de Saint-Maurice faltete die Hände: „Gott ist gerecht;" sagte sie leise.

Und ihr Blick wurde starr; vielleicht flogen ihre Gedanken in weite, unbestimmte Fernen zu der, die so trostlose Trümmer hinter sich zurückgelassen hatte.

„Jetzt aber, meine teure, liebe Freundin, dürfen wir keinen Moment mehr verlieren . . . denken wir vor allem an unsern armen Verwundeten. Er leidet furchtbar."

„O, Sie haben recht . . . verzeihen Sie mir!"

Und sie erhob sich hastig von ihrem Stuhle und mit einer Lebhaftigkeit, wie sie niemand noch an ihr wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte, eilte Madame de Saint-Maurice, ihre Befehle zu erteilen.

Eine Viertelstunde später wurde das große Hofthor des Ploërnéschen Hauses weit aufgerissen, um einem häßlichen Möbelwagen Einlaß zu geben. Neben einem Kutscher, der mit einer blauen Bluse und einer Hasenfellmütze bekleidet war, saß der Admiral Régnaud. In einer Sekunde war er vom Bocke gesprungen, und als das ganze Dienstpersonal des Hauses sich angstvoll und neugierig in den Hof drängte, runzelte der alte Seebär die Stirne, blies die Backen auf, zog, was seine Offiziere sein Sturmwettergesicht nannten, und rief mit einer Stimme, die keine Widerrede zuließ: „Her mit dem Kammerdiener, einem Lakaien und dem Portier zum Tragen der Matratze! Alle andern linksumkehrt, aber gleich!"

Die gaffende Dienerschaft stob auseinander, während der Chirurg, ein schöner, kraftvoller Mann mit schwarzem

Spitzbart, von dem Wagen herunterstieg. Bernheimer eilte ihm entgegen.

„Wie steht es mit dem Verwundeten?" forschte der Bankier besorgt.

„Er hat das Bewußtsein verloren," erwiderte Doktor Pélicier. „Die Ermattung war größer als seine Energie. Wir müssen ihn unverzüglich ins Haus bringen."

„Angefaßt!" befahl der Admiral.

Die Stricke, welche die Matratze hielten, wurden losgebunden und Raimond auf der schief heruntergeschlagenen Rückseite des Wagens herabgelassen. Der Verwundete war totenblaß und das Linnen, das seinen Oberkörper bedeckte, war blutbefleckt. Sein Mantel, den man ihm über die Beine geworfen hatte, ging ihm bis zu den Hüften. Ohne die beruhigende Gegenversicherung des Arztes, hätte man Ploërné für tot halten können. Mit der größten Behutsamkeit trugen die sechs Männer den Verwundeten die Treppe hinauf, um ihm auch den leisesten Stoß zu ersparen, und legten ihn in dem für ihn bestimmten Zimmer mit der Matratze auf den Fußboden. Madame de Saint-Maurice, die mit Entsetzen diesen traurigen Vorgängen gefolgt war, hatte sich ans Kamin geflüchtet und betrachtete mit schreckensstarren, weit aufgesperrten Augen ihren Neffen, seine Träger, die roten Flecken des Verbandes, außer stande sich zu rühren, unfähig ein Wort zu sprechen.

„Legt ihn mir in die Mitte des Zimmers," befahl der Chirurg. „Da wird's am besten für ihn sein."

Dann kniete er neben dem Verwundeten nieder, befeuchtete ihm die Schläfen mit kölnischem Wasser und ließ ihn Riechsalz einatmen. Eine leichte Röte zeigte sich auf Raimonds Wangen. Er öffnete die Augen, schaute um sich, erkannte sein Zimmer, seine Freunde und in ihrer Ecke Madame de Saint-Maurice. Mit einer Kopfbewegung, der sie nicht zu widerstehen vermochte, rief er die arme Frau an sein Schmerzenslager. Sie stieß einen Klagelaut aus und sank neben ihm zu Boden, indem sie stammelnd flüsterte: „Mein armes Kind, mein liebes Kind!"

Er fand die Kraft, ihr zuzulächeln, zog seine unver-

letzte Hand unter der Decke hervor und reichte sie ihr hin. Sie bedeckte sie mit Küssen. Da wurde sie vom Boden aufgehoben, während sie Bernheimer sagen hörte: „Kommen Sie, liebste, beste Frau. Hier dürfen Sie nicht bleiben. Es wird eine schwere Operation absetzen. Raimond hat Sie gesehen: er weiß, daß Sie da sind, daß Sie ihn nicht verlassen. Das genügt für ihn, und jetzt folgen Sie mir."

Damit führte er sie hinweg. Im Hinausgehen begegneten sie dem Professor Rameau, den Doktor Pélicier sofort nach dem Ausgang des Duells hatte holen lassen.

„Sehen Sie," sagte Bernheimer zu der alten Dame mit einem Blick auf den berühmten Arzt; „da kommt die Genesung ins Haus. Wenn unser geliebter Kranker noch zu retten ist, so wird ihn sicher Professor Rameau durchbringen."

Als sie in Madame de Saint-Maurices Zimmer angelangt waren, bot Bernheimer alles auf, um die geprüfte Frau zu beruhigen und abzulenken, solange die ernste Konsultation dauerte, die durch die bange Stille, die kaum von Zeit zu Zeit durch einen leisen Schritt oder das Oeffnen und Schließen einer Thüre unterbrochen wurde, endlos zu sein schien. Er sah, wie Madame de Saint-Maurice am ganzen Körper zitterte, wie sie gespannt hinlauschte, wie sie von ihren gräßlichen Gedanken nicht abzulenken war. Da wagte er es, ihr von ihrer Tochter zu sprechen. Und in diesem Punkte zeigte diese so unbedeutende Frau, die nie einen eigenen Willen gehabt hatte und deren einzige Sorge die um ihre Gesundheit gewesen war, eine Unabhängigkeit des Geistes und des Gefühles, die den Bankier aufs äußerste überraschte: „Sie sehen, was diese Unglückselige durch ihre Thorheit angerichtet hat . . . ihr Gatte liegt im Sterben; ein andrer Mann, fast ebenso schuldig, wie sie selbst, ist tot. . . . Und anstatt ihre Verirrungen zu bereuen und den Versuch zu machen, sie durch Demut und Entsagung zu sühnen, ist sie fort und fährt in der Welt umher . . . dahin haben sie ihr Leichtsinn, ihre Koketterie und ihr Egoismus geführt. O, auch ich habe meinen Teil der Verantwortung an ihren Vergehen. Ich war zu schwach und nachsichtig gegen sie,

und meine Liebe für sie hat mich blind gegen ihre Fehler gemacht. Sie war so schön, so sanft, und schien so gut. . . . Aber ich werde meine Pflicht erfüllen; mein Platz ist hier bei diesem armen, unglücklichen jungen Mann, dem ich von Herzen zugethan bin. Zwischen ihm und Lydia schwanke ich keinen Augenblick. Ich kenne die Undankbare nicht mehr. . . . Ich werde vor den Augen der Welt dem Gatten eine moralische Stütze sein; das ist leider alles, was ich thun kann, um ihn für die Leiden zu entschädigen, deren meine Tochter ihm mehr als zu viel bereitet hat! . . . Wenn Raimond mich in seinem Hause behalten will, wenn ihm meine Gegenwart nicht zu peinlich ist, dann werde ich an seiner Seite leben."

Sie unterbrach sich, machte eine verzweifelte Handbewegung und mit halberstickter Stimme fügte sie hinzu: „Ach, ich schmiede Pläne! Weiß ich denn, ob wir noch eine Zukunft haben! . . . Wird denn der arme Junge von seinen schrecklichen Wunden genesen? Werde ich nicht, nachdem ich meine Tochter verloren habe, auch noch meinen Sohn verlieren müssen?"

Und wieder brach sie in Thränen aus. Ehe Bernheimer eine Erwiderung geben konnte, trat eine Kammerzofe ein, welcher der Admiral auf dem Fuße folgte. Auf seinem Gesichte war ein Ausdruck von Beruhigung zu lesen.

„Die Aerzte haben die Kugel soeben herausgezogen," sagte er voll Genugthuung. „Damit ist sehr viel erreicht; sie hatte sich gegen die Hüfte gesenkt und war auf sehr gefährlichem Wege eingedrungen. Aber Rameau versichert, daß kein edleres Organ verletzt sei. . . . Eine gebrochene Rippe, einige zerrissene Muskelstränge, große Verheerungen, aber nichts, was nicht heilbar wäre."

„Welches Glück!"

„Er hat allerdings hohes Fieber, trotz der starken Blutverluste . . ."

„Was geschieht augenblicklich mit ihm?"

„Man legt ihm den Arm in einen Verband, der ihn bis zur vollständigen Zusammenheilung unbeweglich macht."

„Darf man zu ihm ins Zimmer?" fragte Bernheimer.

„Ja wohl. Ploërné verlangte sogar nach Ihnen."

„Lassen Sie mich mit hinein!“ bat Madame de Saint-Maurice.

„O, gnädige Frau, ich beschwöre Sie, keine Aufregung für den Verwundeten; nur ruhige Menschen dürfen um ihn sein. ... Sein Leben hängt davon ab.“

„Ich will ihn nur durch die Thürspalte hindurch sehen.“

Raimond lag in seinem Bett ausgestreckt, mit geschlossenen Augen, als schliefe er. Gelöste und gerötete Binden lagen unordentlich umher, auf dem Boden stand eine Schüssel voll blutigen Wassers, und auf dem Tische ein Kasten mit schreckenerregenden Instrumenten, während ein durchdringender Geruch von Karbol und Jodoform die Luft erfüllte. Hinter dem herabgelassenen Rouleau war das Fenster halb geöffnet. Vor dem Kamine zog Rameau eben seine Manschetten an, während er mit seinem jungen Kollegen flüsterte. Bernheimer näherte sich mit lautlosen Schritten dem Bette. Da schlug der Verwundete die Augen auf und richtete seinen trüben Blick auf den Bankier. Er erkannte ihn und fragte mit kaum hörbarer Stimme: „Bernheimer ... das Comptoir?“

Eine schwere Sorge prägte sich in den Zügen des Kranken aus. Unter all seinen Schmerzen und trotz seiner Schwäche, verfolgte ihn der Gedanke an seine finanzielle Verantwortlichkeit.

„Aengstigen Sie sich darüber nicht,“ erwiderte ihm Bernheimer; „ich stehe für alles. ... Ihre Verbindlichkeiten werden glatt abgewickelt werden. ... Ich habe dafür schon die nötigen Schritte gethan.“

Ein Freudenstrahl flog über das bleiche Gesicht Raimonds und er flüsterte: „Danke!“

„Denken Sie nur an Ihre Genesung ... Sie haben gute Freunde und eine zärtliche Mutter. ...“

Bei diesen Worten, die ihm Lydia ins Gedächtnis zurückriefen, zog Raimond die Augenbrauen zusammen, er wurde noch um einen Schatten blasser und Schweißtropfen perlten ihm über die Stirn.

„Sie regen mir meinen Kranken auf,“ warf da Doktor Pélicier dazwischen, indem er Bernheimer am Arm

faßte und ihn mit zu Rameau hinüberzog, der eben nach seinem Hute griff.

„Herr de Ploërné darf nicht allein gelassen werden," sagte der große Arzt. „Aber man darf ihn auch nicht ermüden. Wer wird bei ihm wachen? Seine Schwiegermutter?"

„O, keinesfalls! . . . Später, wenn er außer Gefahr ist. Könnte ich nicht bei ihm bleiben?"

„Wenn Sie wollen. . . . Aber die Börse?"

„O die Börse wird auch einmal ohne mich fertig werden können, ebensogut wie Ihr Spital sich heute früh ohne Sie behelfen mußte. Sie haben Ihre Assistenten, ich meine Sekretäre."

Rameau drückte dem Bankier die Hand, grüßte Madame de Saint-Maurice und entfernte sich mit den Worten: „Um sechs Uhr werde ich wieder nachsehen."

Der Tag verlief sehr schlecht, das Fieber nahm zu und quälte den Kranken sehr. Er rührte sich nicht, denn er war so schwach, daß er außer stande war, die leiseste Bewegung zu machen. Aber sein Gesicht war purpurrot und sein gepreßter Atem kam pfeifend aus der Kehle hervor. Trotz des Verbots der Aerzte hatte sich Madame de Saint-Maurice in Raimonds Zimmer einquartiert. Sie saß zu Füßen seines Bettes und schaute wortlos, voll zärtlichen Mitleids auf den Kranken. Er hatte sie wohl erkannt, und als sie ihm einmal einen Löffel seiner Arznei eingab, hatte er seine Lippen auf die Hand der alten Frau gedrückt, die dann still vor sich hinzuweinen begann. Bernheimer, der eine Steigerung des Fiebers bei jeder Erregung fürchtete, hatte Madame de Saint-Maurice ans Kamin verbannt und ihren Platz zu Füßen des Bettes eingenommen. So hatten sie den ganzen Tag verbracht, ohne ein Wort zu sprechen, den keuchenden Atemzügen des Verwundeten lauschend, ihn pflegend, ihn beobachtend, aber ohnmächtig, ihm Erleichterung zu schaffen. Er klagte nicht, obgleich er große Schmerzen litt. Was waren diese Schmerzen im Vergleich zu den Qualen, die sein Herz zu erdulden hatte?

Gegen Abend nahm das Fieber noch mehr zu, und Raimond stieß mit leiser Stimme einige Worte hervor. Auf die Frage Bernheimers, ob er etwas wünsche, erwiderte er: „Nein, aber ich glühe.“ Zur angegebenen Stunde kamen die Aerzte wieder, untersuchten den Verband und fanden alles in Ordnung. Das Allgemeinbefinden jedoch erschien ihnen schlecht und ihre Mienen wurden sorgenschwer. Als sie im Arbeitszimmer des Grafen ein Rezept verschrieben hatten, teilten sie Bernheimer ihre Besorgnisse mit.

„Wir haben eine schlechte Nacht zu erwarten. ... Wer wird bei Herrn de Ploërné wachen? Wissen Sie eine Vertrauensperson, die Sie ablösen könnte? Von Madame de Saint-Maurice kann keine Rede sein, ihre Kraft würde nicht ausreichen. ... Die Dienerschaft? ...“

„Ordentliche Leute, aber eben Dienstboten.“

„Wollen Sie vielleicht einen Assistenten oder eine Krankenpflegerin?“ fragte Pélicier.

„Was halten Sie von einer barmherzigen Schwester?“ meinte Bernheimer.

„Gut, also eine barmherzige Schwester,“ erwiderte Rameau. „Aber woher wollen Sie eine bekommen?“

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich habe, was wir brauchen; etwas Besseres kann es gar nicht geben.“

„So bin ich es zufrieden. Auf Wiedersehen morgen früh.“

Die Doktoren entfernten sich und Samuel ging ins Krankenzimmer. Er zog Madame de Saint-Maurice beiseite: „Die Aerzte halten eine Pflegerin für unbedingt nötig und haben mich beauftragt, eine zu besorgen. ... Bleiben Sie, bis zu meiner Rückkehr, bei dem Verwundeten.“

Ohne irgend eine weitere Aufklärung zu geben, verließ Bernheimer das Zimmer. Sein Wagen wartete seit dem Morgen vor der Thüre. Er stieg ein, nachdem er dem Kutscher befohlen, ihn ins Kloster der Passionsdamen zu fahren, denn er wollte sein Mündel holen. Ganz plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, Raimonds Leben Therese anzuvertrauen. „Niemand wird ihn besser pflegen können

als sie," dachte er, während er in rasender Eile der Rue Saint Jacques zurollte. „Nachdem ihn ein Teufel von Weib fast gemordet hat, soll ihn dieser Engel retten. Wird sie mir aber folgen wollen? Wenn sie sich weigerte, wäre sie nicht das bewundernswerte Mädchen, das sie ist. Und würde sie noch so entsetzlich darunter leiden, ich bin trotzdem überzeugt, daß sie die Aufgabe, die ich ihr zugedacht habe, nicht zurückweist."

Der Wagen hielt vor dem großen Thor. Er stieg aus und zog die Glocke. Aber schon im Zimmer der Pförtnerin stieß er auf eine Schwierigkeit: die festgesetzte Zeit zum Besuch der Pensionärinnen war vorbei. Er solle den nächsten Tag von zwölf Uhr ab wieder kommen. Bernheimer ließ sich indes nicht so rasch entmutigen. Er verlangte die Oberin zu sprechen. Zweites Hindernis: die Oberin wohnte gerade der Messe bei und durfte unter keinen Umständen gestört werden. In dreiviertel Stunden erst verließ sie die Kapelle, um sich jedoch sofort von da in den Speisesaal zu begeben, wo sie das Mahl der Nonnen überwachte.

Bernheimer, der sich in dem Netze der strengen Vorschriften verwickelt sah, versuchte es mit einem letzten Mittel. Er betonte, daß es sich um Leben oder Sterben eines Menschen handle; es sei unbedingt notwendig, daß er die Oberin, wäre es auch nur eine Sekunde, beim Herauskommen aus der Kapelle spreche. Er wolle, wenn es sein müsse, im Hofe warten. Sein entschlossener Blick bewies der Pförtnerin, daß er mit oder ohne Erlaubnis bleiben würde. Da er sich schon innerhalb der Klostermauern befand, hatte er nur einen Schritt zu machen, um in den bedeckten Gang zu gelangen, der ins Kloster führte. Die Pförtnerin, welche die Energie des starken Mannes fürchtete, zog es daher vor, ihn ins Sprechzimmer gehen zu lassen, und versprach, die Oberin von seinem Besuch in Kenntnis zu setzen.

Er mußte lange warten; die Nacht brach herein, und in dem so vertrauten Raum, der jetzt aber in fast vollständige Dunkelheit gehüllt war, überfiel Samuel eine tiefe Traurigkeit. Leiser Glockenton erschallte, bei dessen

Klang er zitternd bangte. Er dachte, daß wenn Therese mit ihm ging, Raimond zu retten war; daß wenn sie sich weigerte, der Verwundete sterben würde. Da endlich ward die Thüre geöffnet, und die Oberin trat ein, von einer Schwester begleitet, die eine Lampe trug.

„Sie haben darauf bestanden, mich zu sprechen," begann sie mit sanfter Stimme. „Die Zeit drängt; ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich kurz fassen wollten."

In wenig Worten erklärte Bernheimer, wer er war, und setzte ihr die Dringlichkeit seines Auftrags auseinander, indem er hinzufügte, daß Fräulein Letourneur von ihrer Tante verlangt werde. Die Oberin hörte ihn, ohne eine Miene zu verziehen, an.

„Nachdem ich bereits gegen die Klosterregeln verstoßen habe, indem ich Sie jetzt empfing, will ich Ihnen auch nicht versagen, Fräulein Letourneur zu sprechen. Was Sie wünschen, ist sehr anerkennenswert. Der Zweck unsrer Klostergemeinschaft ist, den Bedrängten zu helfen und den Kranken beizustehen. Wenn Sie mich um eine Schwester zur Pflege Ihres Kranken gebeten hätten, könnte ich Ihnen sofort eine überlassen. Fräulein Letourneur jedoch ist ihre eigne Herrin; wir müssen sie daher befragen. Sie allein kann über sich verfügen. Ich werde sie Ihnen hierher schicken."

Bernheimer verneigte sich zum Zeichen seines Dankes, nahm aus seiner Brieftasche einen Tausendfrankenschein und reichte ihn zusammengerollt der Oberin mit den Worten hin: „Erlauben Sie mir, Ihren Armen das Wohlwollen, das Sie mir entgegenbringen, zu gute kommen zu lassen."

Mit einem Nicken des Dankes und einem freundlichen Lächeln verließ die Oberin das Zimmer, und schon nach wenigen Minuten trat Therese ein. Sie sah sehr erregt aus, und als Samuel ihre Hand in die seine nahm, fühlte er, wie sie zitterte.

„Was gibt es denn, lieber Pate?" fragte sie.

„Ein großes Unglück, meine arme Kleine. Ich darf aber keine Zeit mit Erzählen der Einzelheiten verlieren, und muß dir das Wichtigste sofort sagen. Du hast doch Mut, nicht wahr? Man kann mit dir ohne Schonung sprechen?"

Er hielt ein, da sie erblaßte. Sie konnte jedoch sein Schweigen nicht ertragen, und als gäbe es auf der Welt nur eins, an was sie dachte, rief sie in ihrer Herzensangst aus: „Es handelt sich um Raimond!"

„Ja!"

„Er ist tot?"

„Nein, nur verwundet."

Sie schrie auf, schmerzlich und zugleich dankerfüllt, und faltete die Hände zum Gebet.

„Deine gute Tante ist ratlos und ganz erschöpft. Man muß bei dem armen Jungen die Nacht hindurch wachen; sein Leben hängt von der Sorgfalt ab, mit der er gepflegt wird. Die Aufmerksamkeit und Verantwortlichkeit, die dies erfordert, kann man von keinem Bediensteten verlangen; ich habe daher sofort an dich gedacht."

Therese hatte Bernheimer mit Erstaunen angehört. Mit ein paar Worten drückte sie ihren ganzen Gedankengang aus: „Und seine Frau? Lydia?"

Samuel senkte den Blick zu Boden: „Sie ist nicht da."

„Fort von ihm?"

„Ja."

„Die Unglückselige!"

Die Erregung schnürte ihr die Kehle zusammen; sie holte schwer Atem, dann sagte sie zu Bernheimer, indem sie ihre Augen ernst auf ihm ruhen ließ: „Sie haben recht daran gethan, mich zu holen. Machen wir uns sofort auf den Weg."

„Du liebes, gutes Kind, ich war deiner sicher," und er drückte sie an sein Herz, aber sie wand sich los: „Verlieren wir keinen Moment."

„Mußt du einiges mitnehmen?"

„Nur meinen Mantel. Morgen werde ich holen lassen, was ich brauche. Gehen Sie einstweilen in den Hof hinunter und warten Sie da auf mich; ich will erst noch mit unsrer Oberin sprechen; ich komme gleich nach."

Sie entfernten sich, er durch das Vorzimmer, sie durch die innere Thüre. Er war kaum unten angelangt, als er auch schon in der Dunkelheit Therese auftauchen sah. Sie

trug das Gewand der Novizen und hatte die Flügelhaube auf dem Kopfe; ein großer grauer Mantel umhüllte ihre zarte Gestalt. Sie zeigte der Pförtnerin ihren Erlaubnisschein und trat mit ihrem Paten auf die Straße. Im Wagen erzählte ihr Samuel die traurigen Vorgänge, welche die blutige Lösung herbeigeführt hatten. Er mußte Einzelheiten weglassen, aus Schonung für die Unschuld des reinen Mädchens. Aber sie kannte Lydias Verderbtheit zur Genüge, um sich selbst die Lücken in ihres Paten Erzählung auszufüllen.

„Das alles habe ich längst erwartet. Ich sah voraus, daß sie Raimond unglücklich machen würde!“ sagte Therese ernst. „Aber was sollte ich thun? Ihn aufklären? Wie konnte ich das? Da hätte ich sofort das Unglück herbeigeführt, das ich fürchtete, und es wäre nicht einmal die Möglichkeit geblieben, daß die Zeit die Gemüter beruhigen und alles wieder ins Geleise bringen würde. Die Katastrophe wäre sofort durch meine Schuld hereingebrochen, wenn ich dem armen Manne die Wahrheit aufgedeckt hätte.“

„Da hast du lieber den Verdacht auf dich genommen, hast dich beschuldigen lassen und bist in die Einsamkeit gegangen. Das Kloster war für dich nur der Zufluchtsort in deinem moralischen Elend.“

„Aber ein stiller, wohlthuender Zufluchtsort, den ich liebe und nie mehr verlassen werde.“

Auf diese Worte, in denen Therese ihren ganzen Lebensplan niederlegte, hätte Samuel vieles zu erwidern gehabt. Es schien ihm jedoch klüger, jetzt noch zu schweigen.

Der Wagen hielt vor dem Hause in der Rue de Rembrandt. Sie traten hinein und stiegen die Treppe hinauf. Hier kam ihnen schon Madame de Saint-Maurice entgegen, die ihre Nichte mit ausgebreiteten Armen empfing. Therese erwiderte die Küsse der guten Frau mit inniger Herzlichkeit, aber ihr erstes Wort galt dem Kranken.

„Wie geht es ihm?“

„Nicht gut. Er hat furchtbares Fieber; ich glaube, er phantasiert ein wenig.“

„Führt mich zu ihm!“

In dem durch eine Nachtlampe schwach erleuchteten Zimmer lag Raimond noch immer regungslos auf dem Bette. Die Stirnadern waren ihm angeschwollen, und sein Gesicht war von der Glut des Fiebers verzerrt. Er bewegte die Lippen, Worte lispelnd, die nicht hörbar wurden, und schien mit sich zu sprechen. Die Lider hatte er geschlossen, und über die Schläfen rann ihm der Schweiß auf die blassen Wangen herab.

In schmerzlicher Erregung näherte sich das junge Mädchen dem Kranken, der regungslos verharrte. Mit den Fingerspitzen fühlte sie ihm leise den rasch klopfenden Puls, und bei der kühlenden Berührung schlug er die Augen auf und richtete seinen trüben Blick auf Therese. Sie griff nach der auf dem Tisch stehenden Arznei und flößte ihm einen Löffel voll davon ein, indem sie ihm vorsichtig den Kopf in die Höhe hob. Da lächelte er, streckte sich ein wenig und flüsterte hinter der dunkeln Bettgardine hervor: „Ich danke Ihnen, Schwester."

„Er hat mich nicht einmal erkannt," sagte Therese verzweifelt, denn jetzt erst übersah sie die ganze Schwere der Gefahr; sie verlor die gewohnte Fassung und Ruhe, und konnte ihre Thränen nicht mehr zurückdrängen.

Aber es war ihre Art nicht, sich lange gehen zu lassen. Sie raffte sich auf, und entschlossenen Mutes besprach sie mit ihrer Tante und ihrem Paten, wie sie sich einrichten wollten, damit Raimond beständig eines von ihnen um sich habe.

Ihr wurde die erste Nachtwache zuerteilt. Eine Kammerzofe sollte im Nebenzimmer zu ihrer Verfügung bleiben; Bernheimer jedoch wollte nach Hause gehen und dann am nächsten Morgen um zehn Uhr wiederkommen, um bei dem Besuche der Aerzte gegenwärtig zu sein.

Um Kraft für die Nacht zu sammeln, ließ sich Therese bewegen, mit Frau de Saint-Maurice und Bernheimer das Abendessen einzunehmen. Es war schon halb neun Uhr, und sie blieben nur kurz bei Tische sitzen.

Um zehn Uhr befand sich Therese allein im Krankenzimmer, wo sie sich zu Füßen des Bettes niederließ. Lange

hatte sie gebetet und hingebend Gott ihr Leben für das von Raimond angeboten.

Die erste Hälfte der Nacht verlief ohne Störung, und das Aussehen des Verwundeten veränderte sich nicht. Doch begann er laut zu phantasieren; der Trank, den ihm Therese regelmäßig eingab, schien seine beruhigende Wirkung auf ihn zu verfehlen. Von der Erinnerung an den schrecklichen Zweikampf verfolgt, wiederholte er in kurz abgerissenen Sätzen dessen tragischen Verlauf, und Therese schauderte davor zurück, als sähe sie das entsetzliche Drama sich in Wirklichkeit vor ihr abspielen.

Sie erfuhr auf diese Weise, daß Roquière, seines Schusses sicher, sofort auf das gegebene Zeichen hin losgedrückt und seinen Gegner niedergestreckt hatte. Sie sah dann im Geiste Ploërné, blutbefleckt, den rechten Arm schlaff herabhängend, sich mit einer äußersten Anstrengung seines Willens noch einmal vom Boden erheben, sah ihn die Pistole in die linke Hand nehmen, bis zur ausgesteckten Grenze vorschreiten, und in der Ueberzeugung, daß er selbst sterben mußte, mit einer fürchterlichen Entschlossenheit Lydias Geliebten eine Kugel durch den Kopf jagen. Sie hörte den Schreckensschrei des Verwundeten, hörte sein Gestöhn und dann sein Frohlocken über den Sieg.

Dann allmählich vergaß der Kranke in seinen Phantasieen das Duell, um nur noch an die zu denken, welche die Veranlassung dazu gewesen war. Und der Name seiner Frau kam ihm immer und immer wieder über die Lippen, bald kosend, bald drohend. Er rief sie mit sanfter Stimme und sprach ihr von seiner Liebe; dann überschüttete er sie mit flehentlichen Bitten, Vorwürfen und Beschimpfungen. Therese fühlte sich tief unglücklich bei diesen Ausbrüchen seiner Leidenschaft, die allein noch das Leben in dem Sterbenden zurückzuhalten schien, und die sich in ihrer Schwäche wie in ihrer Heftigkeit als unausrottbar zeigte. Nicht ein einziges Mal kam ihr eigner Name über seine Lippen. Er hatte sie vergessen; sie existierte nicht mehr für ihn. Lydia, immer nur Lydia, nichts außer Lydia gab es für ihn.

Und in der Stille der Nacht, sicher, von niemand gehört noch gesehen zu werden, erleichterte Therese ihr gequältes Herz und brach in fassungsloses Schluchzen aus. Während sie ihre Ruhe wieder zu gewinnen versuchte, das Gesicht in den Händen vergraben, hörte sie Raimond leise fragen: „Wer weint denn da?"

Mit starren Blicken strengte er sich an, durch die Dunkelheit zu erkennen, was um ihn vorging. Therese erhob sich von ihrem Stuhle, trat auf den Kranken zu und reichte ihm den Trank, der ihm Beruhigung bringen sollte. Er trank, faßte jedoch währenddem nach dem weiten Aermel des jungen Mädchens und hielt sie so zurück, indem er wiederholte: „Warum weinen Sie, Schwester?"

Sie antwortete nicht, aus Furcht, er möchte sie an ihrer Stimme erkennen und dadurch in noch größere Aufregung und in eine neue Krise verfallen. Da richtete er sich mit einem schweren Seufzer ein wenig in die Höhe und murmelte so leise, daß sie es kaum verstehen konnte: „Wer anders sollte um mich weinen, als Therese?"

Mit einer raschen Bewegung machte sie sich von ihm los, kam aber dabei so zu stehen, daß der volle Schein der Nachtlampe auf ihr Gesicht fiel. Raimond stieß einen Schrei aus und sagte: „Du bist es also, Therese! Gewiß; jetzt kannst du ja wiederkommen, da sie nicht mehr da ist. Therese, arme Therese! Ich habe dich verdächtigt, habe dich gequält! O, verzeihe mir!"

Sie schwieg und er fuhr in wachsender Erregung fort: „Bist auch du nur ein Phantom wie die, welche ich noch kaum vor einem Augenblick an meinem Bette stehen sah. Bleibe, was immer du bist! Du wenigstens fügst mir kein Leid zu. Du hast Mitleid mit mir. Wenn du nur mit mir sprechen wolltest, dann, glaube ich, könnte ich ruhiger werden. Wenn du wirklich bei mir wärst, würde ich weniger leiden. Du warst mein guter Engel, und wenn du wiederkehrtest, würde das Unglück von mir weichen. Therese habe Erbarmen mit mir! Antworte mir doch! Bist du es wirklich? Oder habe ich nur, wie vorhin auch, einen traurigen Traum?"

Sie begriff, daß ihr Schweigen jetzt viel gefährlicher wirken konnte, als ihr Zugeständnis. Sie legte daher ihre Hand auf den brennenden Arm des Kranken und sagte beschwichtigend: „Ja, Raimond, Sie können sich beruhigen, ich bin es in der That und habe mein Kloster verlassen, um Sie zu pflegen.“

Er unterbrach sie: „Dein Kloster. Ich bin schuld, daß du ins Kloster gingst. Versprich mir, daß du nicht mehr dahin zurückkehren wirst. . . . Siehst du, du darfst mich nicht mehr verlassen. Nur du allein kannst mich retten.“

„Ich werde Sie nicht verlassen, seien Sie unbesorgt . . . und Sie werden genesen.“

„Genesen vielleicht, aber vergessen . . . vergessen . . . O, Therese, wie bin ich unglücklich!“

Die Thränen rollten ihm die fiebernden Wangen herab. Das junge Mädchen wischte ihm in mütterlich zärtlicher Sorgfalt mit einem duftenden Tuche übers Gesicht, schüttelte ihm die Kopfkissen zurecht und sagte sanft lächelnd zu ihm: „Sie müssen aber jetzt schlafen, damit Ihre Aerzte morgen mit mir zufrieden sein können.“

„Aber du bleibst?“

„Ja, wenn Sie recht folgsam sein wollen.“

Er erwiderte nichts mehr, nickte zweimal zustimmend mit dem Kopfe, und schon nach wenigen Minuten ließ sein etwas regelmäßigerer Atem erkennen, daß er eingeschlafen war.

Als am folgenden Morgen Rameau und sein junger Kollege Pélicier in die Rue Rembrandt kamen, fanden sie den Zustand des Kranken recht zufriedenstellend. Das Fieber war verschwunden und die Wunden boten einen günstigen Anblick.

„Die Wunde in der Brust ist schließlich doch nicht so gefährlich, als es erst den Anschein hatte,“ meinte Rameau. „Die gebrochene Rippe wird uns am meisten zu schaffen machen. Aber bei einem gesunden Mann, wie Herr de Ploërné, ist die Natur eine wunderbare Hilfskraft. Im Grunde genommen steht alles gut. Ich werde heute abend noch einmal nachsehen; von morgen an jedoch glaube ich, daß Sie mich entbehren können.“

Mit Therese schien in der That, wie Raimond es ausgesprochen hatte, das Glück wieder eingezogen zu sein. Jede Gefahr war schon nach einer Woche der sorgfältigsten Pflege vorüber, und der Verwundete begann wieder Kräfte zu sammeln. Aber mit dem neu erwachenden Leben kehrte auch der Kummer in verdoppelter Stärke zurück und die Erinnerung an sein Unglück und die Sorge um seine finanzielle Lage quälten ihn schrecklich. Er wollte darüber weder mit Madame de Saint-Maurice noch mit Therese sprechen. Bernheimer hätte ihm Aufklärung geben können, schien es aber darauf anzulegen, nie mit ihm im Zimmer zu sein, ohne daß eine der beiden Frauen anwesend war.

Endlich konnte es Raimond nicht mehr länger aushalten und teilte Therese seine Besorgnisse mit: „Ich sollte notwendig mit deinem Paten sprechen. Er hatte die Güte, sich mit der Ordnung meiner Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich muß wissen, woran ich bin. Das begreifst du, nicht wahr? Er scheint einer Aussprache ausweichen zu wollen, ohne Zweifel aus Furcht, mich zu ermüden. Aber du weißt, daß ich jetzt im stande bin, ihn anzuhören und ihm Rede zu stehen. Da ich diesen Gegenstand nur schwer vor der Tante berühren kann, die sich darüber aufregen würde, so bitte ich dich, sie unter irgend einem Vorwand aus dem Zimmer zu rufen, wenn Bernheimer da ist. Sobald ich diese Sache hinter mir habe, werde ich auch wieder ruhiger sein."

Therese, die Raimond nichts verweigern konnte, versprach, seinem Wunsche nachzukommen, und noch am selben Tage führte sie das kleine Manöver aus. Samuel war so gezwungenerweise mit Ploërné allein und es blieb ihm nichts übrig, als auf dessen dringliche Fragen ohne Umschweife zu antworten.

„Ich wollte diese Unterredung bis zu Ihrer vollständigen Genesung hinausschieben, lieber Freund, aber da Sie es so eilig damit zu haben scheinen, so sprechen wir in Gottes Namen schon jetzt darüber."

„Wie steht es mit meiner Liquidation?"

„Sie ist beendet."

„Und wie?"

„Es ist alles bezahlt, und Ihnen bleibt noch eine Rente von zwanzigtausend Franken.“

„Wie kann mir noch etwas übrig bleiben? Ich hatte mich über mein Vermögen hinaus eingelassen, und man hatte ja nur die Hälfte des Kapitals einberufen.“

„Das habe ich eben so arrangiert.“

„Erklären Sie mir . . .“

„Sie wollen alles wissen? Wozu? Begnügen Sie sich mit dem, was ich Ihnen sage. Sie kennen sich in Geschäften nicht aus; das haben Sie ja glänzend bewiesen. Man hat Ihnen vier Millionen so gut wie aus der Tasche gestohlen; ich habe Ihnen vier andre zurückgewonnen, ohne die man Sie ganz einfach an der Börse exekutiert hätte, wäre ich nicht dazwischengetreten. Sie gehen aus dem Comptoir so nackt wie ein kleiner Amor hervor, aber stehen, wenn dies überhaupt möglich ist, noch ehrenhafter da, als vorher, denn Sie haben die eingegangenen Verbindlichkeiten sogar über das gewohnte Maß hinaus erfüllt. Wollen Sie noch etwas von mir wissen?“

„Was ist aus dem verantwortlichen Verwaltungsrat geworden?“

„Er ist nicht mit hineinverwickelt worden. Nur die Direktoren und dieser Schurke von Herzog. Aber um die brauchen Sie sich nicht zu sorgen; die sind so abgeschlagen, daß sie sich schon aus der Affaire ziehen werden.“

„Und wem gehört das Haus, in dem wir sind?“

„Ihrer Schwiegermutter, die es auf meine Veranlassung hin gekauft hat. Sie können also beruhigt ihre Genesung abwarten, man wird Sie nicht hinauswerfen.“

„Wie kann ich mich je für all das, was Sie an mir gethan haben, erkenntlich zeigen?“

Samuels Miene verfinsterte sich, als er erwiderte: „Sie sind mir keinen Dank schuldig. Im Gegenteil, ich bin in Ihrer Schuld. . . . Ich habe mir viel vorzuwerfen, denn ich habe nicht immer in Ihrem Interesse gehandelt und befand mich unter dem Banne einer Person, deren Ränke ich damals noch nicht durchschaut und deren wahren Charakter ich damals noch nicht erkannt hatte. Ich habe

dazu beigetragen, Ihnen zu schaden, o! ohne es zu wollen, aber das Resultat ist dasselbe und hat namenloses Unheil angerichtet. Ich muß mich deshalb vor Ihnen anklagen und mache mir die bittersten Vorwürfe. . . . Das ist sehr traurig in meinem Alter und mit meiner Erfahrung, aber ich war gefangen, behext, hatte alle Willenskraft eingebüßt und jede Klugheit verloren . . . und sehr böse Gedanken fuhren mir damals durch den Kopf. Ich bitte Sie, lieber Raimond, sie mir zu verzeihen."

Der Verwundete hatte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, traumverloren und mit geschlossenen Augen zugehört. Jetzt fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, wie um ein sich ihm aufdrängendes Bild zu verscheuchen, und mit unsicherer Stimme erwiderte er: „Was hätte ich Ihnen zu verzeihen? Bin ich nicht ebenso schuldig, war ich nicht ebenso schwach wie Sie? Ich weiß, welchen Zauber sie auf Herz und Geist ausübte. War ich doch ihr Opfer, wie so viele andre auch. Aber Sie wenigstens haben das Verdienst, im gegebenen Moment, klar gesehen zu haben . . . ich dagegen war blind bis zur letzten Minute."

Er schwieg eine Weile, dann sagte er leiser, als schäme er sich der Frage: „Wissen Sie, was aus ihr geworden ist?"

„Ja," antwortete Bernheimer, verlegen zögernd.

„O, reden Sie offen mit mir; ich gehe mit eben solchem Widerwillen an dies Thema wie Sie: es ist das erste und letzte Mal . . . sagen wir daher heute alles, was darüber zu sagen ist."

„Gut! Sie ging von hier nach Nizza; von dort nach Florenz und jetzt ist sie in Neapel."

„Allein?"

„Die Mulattin begleitete sie schon von hier aus."

„Sie thun, als verstünden Sie mich nicht. Ich fragte, ob sie allein ist."

„Ja."

„Ueber welche Mittel verfügt sie? Bei unsrer schrecklichen Auseinandersetzung hat sie mir erklärt, daß sie mit Glück spekuliert habe. Ist das wahr? Ich darf sie nicht

ohne Geld lassen, denn dies hieße, ihr eine Entschuldigung für eine schlechte Lebensführung geben."

„Beruhigen Sie sich!" rief Bernheimer lebhaft aus. „Sie ist reicher als Sie!"

„Das entspricht meinen Wünschen. Noch eins: Trägt sie meinen Namen noch?"

„Nein; sie nennt sich Gräfin de Saint-Maurice."

„Das ist gut so."

Er streckte Bernheimer die Hand hin, und mit einem herzlichen Händedruck besiegelten die beiden Männer die aufrichtigste Freundschaft.

Einige Tage später durfte Raimond aufstehen und mehrere Stunden im Lehnstuhl sitzend verbringen. Für Therese war es eine große Freude, ihn, zwar mit dem Arm in der Binde und noch bleich und schwach, aber doch auf zu sehen. Sie ließ nichts unversucht, um ihn von seinen trüben Gedanken abzuziehen, und oft gelang es ihr auch. Nach Lydias Verschwinden fanden sie sich wie in den alten Zeiten zusammen. Er hatte vom ersten Augenblick an das liebe „Du" wieder auf den Lippen gehabt, und sie verstand es, durch ihr zärtliches und taktvolles Benehmen jeden schlimmen Eindruck von ihm fern zu halten.

Madame de Saint-Maurice, die sich durch die Aufregung erst in einer überreizten Stimmung befunden hatte, war dann in die tiefste Niedergeschlagenheit verfallen. Sie erwähnte ihre Tochter niemals, verließ ihre Zimmer nicht mehr und fand nur in Thereses Gesellschaft einige Zerstreuung.

Das junge Mädchen teilte ihre Zeit zwischen ihrem Verwundeten und ihrer Kranken, ging von einem zum andern mit lebhaftem Verständnis und immer lächelndem Gleichmut und erregte so Bernheimers Bewunderung.

„Du warst nie mehr barmherzige Schwester, als seit deinem Austritt aus dem Kloster," sagte er zu ihr.

Und da sie ihre graue Kutte abgelegt hatte und ihre frühere Kleidung wieder trug, fügte er lachend hinzu: „Jetzt bist du ein Laien-Engel."

Therese hatte trotzdem ihren Klostergedanken nicht ent-

sagt, und als Raimond nach sechs Wochen vollständig genesen war, äußerte sie sehr bestimmt die Absicht, ins Kloster zurückzukehren.

„Ich habe jetzt hier nichts mehr zu thun," sagte sie zu Bernheimer. „Solange Raimond meiner Pflege bedurfte, hatte meine Anwesenheit einen Sinn; von heute an wäre sie unverständlich."

„Und deine arme Tante, die so schwach ist . . ."

„Ihr Leben ist nicht in Gefahr."

„Du bist ihr eine unschätzbare moralische Stütze."

Aber ihr Pate mochte ihr noch so viele Vorstellungen machen — und sie waren in diesem Falle nicht weit herzuholen — Therese blieb unerschütterlich. Sie hatte sich entschlossen, das Haus in der Rue Rembrandt zu verlassen; folglich würde sie es auch thun. Samuel widersetzte sich ihren Wünschen nicht mehr, denn er fühlte sich nicht im stande, über diesen sanften, aber festen Eigensinn Herr zu werden. Er wandte sich daher an Raimond und teilte ihm Thereses Absicht mit.

„Sie setzen mich mit dieser Nachricht durchaus nicht in Erstaunen," sagte Ploërné; „ich habe nichts andres erwartet. Sie können den Entschluß Ihres Mündels nicht begreifen? Sie handelt, wie sie muß. Aber verlassen Sie sich auf mich, ich werde Therese von ihrem Plane abbringen."

„Wie sollte Ihnen dies gelingen?"

„Indem ich ihr beweise, daß sie eine Pflicht erfüllt, wenn sie bleibt."

Noch am selben Abend, nach dem Essen, als Madame de Saint-Maurice sich zurückgezogen hatte, sagte Raimond zu Therese, mit der er allein im Salon geblieben war: „Es ist so schön draußen; willst du nicht noch ein wenig mit mir in den Garten gehen."

Therese warf sich ein leichtes Spitzentuch über den Kopf und ein Mäntelchen um die Schultern und folgte Raimond ins Freie. Der Frühling hatte gleich eine große Hitze mitgebracht; es war erst Ende April, und doch schon so warm, wie im Sommer. Sie spazierten eine Weile um den Rasenplatz herum, der sich, von Fliederbäumen um-

geben, längs der Mauern der benachbarten Besitzung hinzog. Das Firmament war mit Sternen übersät und herrlicher Blumenduft erfüllte die Luft.

„Möchtest du dich nicht lieber setzen?“ fragte Raimond.

„Sie sind immer noch nicht ganz auf dem Posten,“ erwiderte Therese lächelnd, „und wollen gleich zu viel auf einmal leisten.“

„O nein, ich fühle mich ganz wohl. Aber ich habe ernste Dinge mit dir zu besprechen, und das läßt sich besser sitzend erledigen. Ruft dir unsre Unterhaltung im Garten heute abend nichts ins Gedächtnis zurück?“

„Doch. Es erinnert mich an das Gespräch, das wir hatten, als ich vor der Ankunft meiner Tante ins Kloster wollte.“

„Du hast ein gutes Gedächtnis. Nun, liebes Kind, die Situation ist jetzt dieselbe; du willst wieder ins Kloster, und ich will dich wieder davon abbringen.“

„Dies wird Ihnen nicht gelingen.“

„Und warum?“

„Ich habe schon meinem Paten erklärt, daß ich bei meinem Entschlusse verharre.“

„Dein Pate kannte meine Absichten für die Zukunft noch nicht, die ich dir aber mitteilen muß. Ich werde reisen, Therese. Das Leben in Paris ist mir zur Last und zur Unmöglichkeit geworden; ich habe die Mittel nicht mehr, um so wie früher aufzutreten, und brauche überdies eine Abwechslung; ich bin hier zu unglücklich gewesen! Wenn du aus dem Hause gehst, ist unsre arme Tante ganz verlassen, und du weißt, wie not ihr liebreiche Fürsorge thut. Du allein kannst über sie wachen und sie lieben, da diejenige, deren Pflicht es gewesen wäre, sich dieser entzogen hat. Willst du das noch für mich thun, Therese? Ich weiß, ich fordere ein neues Opfer von dir, nach den vielen, die du mit wahrem Heldenmut gebracht hast. Man verlangt eben immer viel von den wahrhaft Guten; ist es doch ihre Tugend, nie widerstehen zu können, wenn man an ihren Edelsinn appelliert.“

Therese schaute zu Boden, ohne zu antworten. Sie

war in schmerzliche Gedanken versunken. Bei den Worten Raimonds tauchte die ganze Vergangenheit wieder vor ihr auf mit ihrer Verzweiflung, ihrer Eifersucht und ihrem Zorne, mit allem, was sie um dessentwillen erduldet hatte, der bei ihr saß und der über ihr Leben verfügen konnte. Nie, seitdem das ränkevolle Weib ihr in den Weg getreten war, hatte sie sich so ruhigen, heitern Gemütes gefühlt, so glücklich wie jetzt. Sie hatte einst Raimond gerettet, indem sie für Lydia die Schmach auf sich nahm. Sie hatte ihn von neuem gerettet, indem sie ihn an Lydias Stelle mit voller Hingebung pflegte. Für den Mann, den sie im geheimsten Innern voll heißer Glut liebte, hatte sie alles gethan, was nur menschenmöglich war, und jetzt ward ihr die große Freude zu teil, seinen Dank dafür zu empfangen. Das war für ihre edle Seele der schönste Triumph, und Thränen des Glücks rannen ihr über die Wangen herab.

„Therese, du weinst?“ fragte Raimond, indem er nach ihrer Hand faßte.

„Lassen Sie mich weinen,“ bat sie; „es thut mir gut.“

Er sah zu ihr hin, und Lydias Worte, die sie während seines schrecklichen letzten Zusammenseins mit ihr gesprochen hatte, kamen ihm in den Sinn: „Therese hat nie aufgehört, dich zu lieben.“ Er bewunderte das fein geschnittene Profil des edlen Mädchens und dachte voll Schmerz: „Du bist ahnungslos an deinem Glücke vorübergegangen. Dies Mädchen hättest du wählen, ihr hättest du deine Hand reichen sollen! Aber ich hatte ja nur Augen für die andre, ich träumte ja nur von der andern und ihrem Besitz . . . und jetzt ist es zu spät. Ich bin an jene Schändliche gebunden, und Therese ist auf immer für mich verloren.“

Die Stimme des jungen Mädchens unterbrach seinen Gedankengang.

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, werde meinen Entschluß ins Kloster zu gehen, aufgeben und bei meiner Tante bleiben. Aber wenn . . . die . . . die fort ist, wiederkäme, dann lassen Sie mich ziehen. Es wäre für mich zu peinlich, mit ihr zusammen sein zu müssen.“

„Ja, gewiß, wenn sie wiederkehrt, darfst du thun, was du willst. Aber sie wird niemals wiederkehren."

Therese schüttelte in bangem Zweifel den Kopf; dann erhob sie sich mit den Worten: „Es ist spät; lassen Sie uns hineingehen."

Und durch die kleine Allee, wo die Fliederbäume in der frischen Abendluft ihren betäubenden Duft ausströmten, schritten sie dem Hause zu.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit zwei Jahren befand sich Raimond auf Reisen. Er, der Seemann, der alle Meere befahren, alle fernen Länder besucht hatte, kannte Europa nur schlecht. Er war während seiner Kreuzfahrten die Küste entlang gekommen, hatte in den Häfen vor Anker gelegen, aber das Innere war ihm verschlossen geblieben. Er begann seine Reise mit Spanien, passierte Marokko und ging dann nach Algier. Von da, nach einem Ausflug bis Figuig, begab er sich nach Constantine und Tunis. Italien ließ er beiseite, da er Lydia zu begegnen fürchtete, durchquerte Griechenland und fuhr dann durch das schwarze Meer nach Rußland. Der Reihe nach nahm er seinen Aufenthalt in Schweden und Deutschland und setzte sich dann in England fest, wo er einflußreiche Verbindungen hatte. Er lebte äußerst einfach in einer Pension und wies jede Gastfreundschaft, die ihm geboten wurde, zurück, da er die Einsamkeit nicht entbehren konnte. Stunden und Stunden verbrachte er in tiefster Melancholie, und nur die Briefe Bernheimers, der ihm regelmäßig über alles, was in Paris vorging, schrieb, vermochten ihn ein wenig aufzuheitern. Jedesmal fand Samuel Mittel und Wege, um in unauffälliger Weise über Thereses Thun und Treiben zu berichten. Das junge Mädchen hatte nie selbst an Raimond geschrieben, und doch war dieser von allem, was sie betraf, aufs beste unterrichtet.

Das Leben des jungen Mädchens verfloß in gleichförmiger Regelmäßigkeit an der Seite ihrer ewig klagenden Tante. Eine tägliche Ausfahrt von zwei Stunden mit der alten Dame war Thereses einzige Zerstreuung. Sie fuhren

gewöhnlich ins Bois, in die Allee de la Reine-Marguerite, um nicht in das Treiben der großen Welt in der Akazienallee mit hineingezogen zu werden, gingen ein wenig zu Fuß spazieren, wenn das Wetter es erlaubte, bestiegen ihren Wagen wieder und kehrten dann nach Hause zurück. Wenn Bernheimer sie besuchte, sprach Therese mit ihm über Raimond. Das war ihre einzige Freude.

So diente denn Samuel als Bindeglied zwischen diesen beiden Wesen, die das Verhängnis des Lebens auseinandergerissen hatte. Er war sich vollkommen bewußt, was in Raimonds Innerem vorgehen mußte. Für den edlen Bretagner konnte es keine Liebe ohne Achtung geben, und wie eine faule Frucht vom Baume fällt, so mußte auch die Liebe für sein Weib aus seinem Herzen schwinden. Was die Gefühle seines Mündels anbetraf, so kannte Bernheimer diese zur Genüge. Es war ihm tief schmerzlich, die beiden jungen Leute unter der gegenseitigen Trennung leiden zu sehen, und er suchte nach einem Mittel, sie zu vereinen. Aber er stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Eines Tages hatte er zu Therese gesagt: „Ich begreife nicht, warum Raimond seine Freiheit nicht wieder zu erringen sucht."

Therese sah auf, erwiderte jedoch nichts darauf.

„Was ist er eigentlich dieser Elenden noch schuldig? Könnte er sich nicht von ihr scheiden lassen?"

„Wozu sollte das dienen?" meinte Therese ruhig. „Die Freiheit, die er dadurch erreichte, wäre nur scheinbar. Er wäre vor dem Gesetze frei, aber moralisch bliebe er gebunden. Wer an die Heiligkeit der durch die Ehe geschlossenen Bande glaubt, für den hat die Scheidung keinen Wert."

„Deiner Ansicht nach kann er also nur durch den Tod seiner Frau befreit werden?" seufzte Bernheimer auf. „Da ist freilich anzunehmen, daß er die Ketten bis an sein Lebensende weiterschleppen muß. Alle diese Weiber haben eine eiserne Gesundheit. Allerdings ist es in Italien sehr windig ... und schlecht gebaut wird auch ... wenn da einmal ein Schornstein vom Dache fiele ..."

„Ich bete täglich zu Gott, daß er sie am Leben erhalte, damit sie Buße thun kann," erwiderte Therese in ihrer einfachen Art.

„Bravo!" rief Bernheimer vielsagend aus.

Seitdem suchte Samuel nach keiner Lösung der traurigen Lage mehr, aber in seinen geheimsten Gedanken wandte er sich gar manches Mal flehend an die Vorsehung, die über Schiffbrüche, Brände und Eisenbahnunfälle zu bestimmen hat.

Das dritte Jahr seiner Verbannung begann schon, als Raimond eines Tages von einem Jagdausflug bei Lord Fitz-Gerald in der Umgegend von Inverneß nach London zurückkehrte und Briefe vorfand, die seiner schon über eine Woche warteten. Ein großes Couvert mit Bernheimers Aufschrift, das vor allem seine Aufmerksamkeit erregte, enthielt einen Brief und einen Zeitungsausschnitt. Er las den Brief zuerst, aber schon bei den ersten Worten erblaßte er, und sein Blick trübte sich. Mehrmals fuhr er sich über die Augen, und laut, als wolle er sich überzeugen, daß es kein Traum sei, las er:

„Mein lieber Raimond, ich habe Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen, die ich soeben von meinem Korrespondenten in Neapel erhalte und die ihre Frau betrifft. Vor vier Wochen legte sich Lydia an einem Nervenfieber, dem sie vor acht Tagen erlegen ist. Der ‚Corriere di Napoli', von dem ich Ihnen einen Auszug schicke, wird Sie über die Einzelheiten unterrichten."

Das Blatt entfiel Raimond, und mit zitternder Hand faltete er die Zeitung auseinander, in der er unter den „Kleinen Mitteilungen" eine überschwängliche Notiz über den Tod „der reizenden Französin" fand, die seit zwei Jahren die Augenweide der Neapolitaner gewesen war. . . . Der unerbittliche Tod hatte das anbetungswürdige Geschöpf, trotz der liebevollsten Pflege des Prinzen D., dahingerafft. . . . Rührendes Detail: Eine Mulattin, die sie erzogen hatte, und die nie von ihr gewichen war, hatte den

schmerzlichen Verlust nicht überleben können und war den Tag darauf tot neben dem Sarge gefunden worden.

Raimond saß bis zum Abend in tiefe Träume verloren. Sein Diener, der unruhig wurde, als er nicht einmal zum Essen erschien, ging zu ihm hinein und fand ihn, den Kopf in die Hand gestützt, in dumpfes Brüten versunken.

Aus seinen Gedanken aufgestört, griff er endlich wieder nach Bernheimers Brief, den er nicht zu Ende gelesen hatte:

„Ich kenne Sie genau genug," schrieb Samuel, „um zu wissen, daß Sie bei dieser Nachricht aufrichtigen Schmerz empfinden werden. Sie haben sie zu heiß geliebt, und so groß und mannigfach auch ihre Fehler waren, so ist sie doch ein herrliches Geschöpf gewesen, gegen das man seiner Grazie und Schönheit halber, ach! nur zu leicht Nachsicht übte. Sie hat Ihnen viel Leid zugefügt, aber ich bin überzeugt, daß bei Ihnen das Mitleid den Zorn überwiegt. Beim Lesen dieser Zeilen werden Sie weinen; auch ich habe bei der traurigen Nachricht Thränen vergossen.

„Madame de Saint-Maurice hat diesen Schlag besser ertragen, als ich erwartet hätte. Freilich war auch Therese in diesen Tagen bewunderungswürdig und wußte ihrer Tante, der sie seit zwei Jahren eine wirkliche Tochter ist, Resignation zu lehren.

„Und nun, mein teurer Freund, meinen Sie nicht auch, daß Ihr Exil lang genug gewährt hat; weist Ihnen das Schicksal nicht klar und deutlich genug das Endziel? Glauben Sie nicht, daß Sie Therese eine Entschädigung schulden für alles, was sie um uns gelitten hat? Wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt, wer hätte mehr Anspruch auf eine Belohnung als dieses edle Mädchen! Sie wissen, daß sie tapfer genug ist, ihr hartes Los noch weiter zu ertragen und uns zu beweisen, daß es sicher Engel im Himmel gibt, da man schon solche auf Erden findet. Ein einziges Wort von Ihnen genügt, um sie reichlich für alles das zu entschädigen, was sie bisher gelitten hat. Wollen Sie noch länger schweigen? Sie sind, wie Sie mir selbst einmal

sagten, blind an Ihrem Glücke vorübergegangen. Aber Sie sind besser daran, als andre, denn das Glück hat auf Sie gewartet, wartet noch immer. Sie brauchen nur die Hand danach auszustrecken, und es gehört Ihnen. Wollen Sie dies thun, so antworten Sie nur wenige Worte, und ich werde wissen, was ich Therese zu sagen habe. Wenn nicht, so leben Sie wohl und kehren Sie nie zurück!"

Raimond blieb regungslos sitzen und versank in ernstes Nachdenken, während ihn die hereinbrechende Dämmerung in ihre Schatten einhüllte. Vor seinem geistigen Auge erschien ein blasses Antlitz mit strahlenden schwarzen Augen, dessen reizende Lippen ihm traurig lächelnd zuflüsterten: „Wie, auch du wirst untreu sein? ... Ich soll nicht die einzige bleiben, die deinen Treuschwur empfing? Warum hast du mir Wankelmut vorgeworfen, wenn du selbst vergessen kannst? Fürchtest du nicht, daß ich zwischen dich und deine neue Lebensgefährtin treten werde? Wirst du dir nicht immer wieder meine wonnigen Küsse, meine liebesfeuchten Blicke ins Gedächtnis zurückrufen, und bin ich dir nicht auf ewig in Fleisch und Blut gedrungen?"

Und die anziehende Erscheinung kam näher und ward fast greifbar. Er atmete ihren berauschenden Duft ein, berührte fast ihre üppige Gestalt.

Mit einer Bewegung, die den Zauber löste, verscheuchte er die gefährliche Vision, und anstatt des schönen Gesichtes erblickte er nur noch eine verzerrte Larve vor sich, das getreue Ebenbild Lydias, wie er sie zuletzt gesehen hatte. Er schauderte davor zurück, und vor ihm tauchte dann das süße, engelgleiche Gesichtchen Thereses auf.

Jetzt schwankte er nicht mehr, und ruhigen Gewissens, seines Herzens sicher, schrieb er an Bernheimer nur die wenigen Worte: „Ich komme zurück."

Ende.